

An abstract painting by Daniel Churchill. The background is a dark, textured composition of brown, black, and grey brushstrokes. Two glowing blue spheres are the central focus. The upper sphere is larger and more circular, while the lower one is smaller and more irregular. Both spheres have a bright, almost white center, giving them a luminous, ethereal quality. The overall mood is mysterious and contemplative.

Uwe Kirchberg

Titelbild Daniel Churchill

Hinter dem Licht

Die Wächter der Erde

Hinter dem Licht

- Die Wächter der Erde -

von

Uwe Kirchberg

1. Auflage Dezember 2018

1.

Alex 1968

Das schlichte Backsteingebäude des Jugendheims der katholischen Gemeinde St. Bernhard an der Albrechtstraße in Duisburg-Meiderich lag so weit abseits des täglichen Geschehens, dass die Duisburger Lokalzeitungen nur äußerst selten über diese Gegend berichteten. Als Grund hierfür wird gerne vermutet, dass dieser östlichste Zipfel von Meiderich – gemeinhin *Obermeiderich* genannt – nach Meinung einiger Presseleute schon ein Teil der Stadt Oberhausen sein musste, weil man auf dem Weg dorthin ja den Rhein-Herne-Kanal, allgemein auch nur „der Kanal“ genannt, überqueren musste.

Aber weil die Teilstädte des Ruhrgebiets ohnehin fast überall ineinander übergingen, war eine genaue Ortskenntnis auch nicht so weit verbreitet; es gab sogar Fälle, wo die andere Straßenseite schon zur Nachbarstadt gehörte. Das war beim Jugendheim von St. Bernhard zwar nicht der Fall, aber man musste den „Kanal“ überqueren, um dorthin zu gelangen.

Allerdings erreichte man die Albrechtstraße auch ohne einen Fuß auf Oberhausener Stadtgebiet setzen zu müssen. Das war für einen echten Meidericher und Fan des Meidericher Spielvereins auch gut so, denn hinter der Grenze in Oberhausen wohnten bekanntlich die „Kanalratten“, die Anhänger des Fußballvereins Rot-Weiß-Oberhausen. Die „Kanalratten“ hießen so, weil ihr Stadion am Rhein-Herne-Kanal lag und ihre Mannschaft in einer Liga ganz tief im Keller des deutschen Fußballs spielte, während der Meidericher Spielverein in der Bundesliga spielte.

Aber kommen wir zurück auf das Jugendheim der katholischen Gemeinde St. Bernhard. Dieses Jugendheim hatte in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts einen fast schon legendären Ruf als Geburtsort manch bekannter Beat- bzw. Rockband. Jedes zweite Wochenende gab es dort einen Live-Auftritt einer Band bei gerade mal einer DM Eintritt. Und so kam es, dass Hunderte von jugendlichen Beat- und Rockfans alle zwei Wochen über den Kanal pilgerten und sich auch einige „Kanalratten“ aus dem angrenzenden Oberhausen zu ihnen gesellten. So auch an diesem warmen Samstagabend ...

*

Die *Musikerpolizei*, jene Horde von Selbst-Musikern, die man bei fast jedem Konzert in der ersten Reihe findet, bekam ihre Lästermünder gar nicht mehr zu, nachdem Paul „Ritchi“ Kleemann seiner Stratocaster Töne entlockt hatte, die so weit weg von allem Machbaren und Erdenklichen gewesen waren – so unglaublich sphärisch und perfekt war das Solo, das Ritchi Kleemann als Gitarrist der örtlich bekannten Kölner Band FIRE abgeliefert hatte.

Selbst der kleine Ritchi schien verwundert ob seiner Leistung zu sein, denn er musterte die weiße Fender Stratocaster vor seinem Bauch mit einer Mischung aus blankem Entsetzen und schierer Fassungslosigkeit, die dem sonst so toughen Musiker meist völlig abging.

»Es gibt Stradivaris ...«, murmelte er verstört, »und es gibt Strats, die durch die legendären Hände von Alex gegangen sind.« Er schüttelte den Kopf und stieg von der Bühne; mehr stolpernd als aufrecht gehend.

Und irgendwo im Hintergrund sah man den schlaksigen Alex Burg zufrieden lächeln.

*

Als Alex Burg die Gitarre von Ritchi Kleemann am nächsten Tag wieder in der Hand hielt, streichelte er den weißen Korpus und strich sanft über den hellen Hals der Elektro-Gitarre: »Schön, dass Du wieder bei mir bist.«

Er legte die Gitarre auf die weiche Unterlage auf seiner Werkbank und nahm sein Spezialwerkzeug zur Hand, das sein Freund ihm aus den USA mitgebracht hatte. Die zölligen Sechskantschlüssel und die anderen Spezialwerkzeuge sollten nach Angaben des Verkäufers aus der gleichen Manufaktur stammen, wie das Werkzeug, das man in den heiligen Hallen des Fender-Werks in Scottsdale, Arizona, zu benutzen pflegte, wenn es daran ging, die Gitarren der wichtigen Musiker für ihre Gastspiele auf den großen Bühnen der Welt vorzubereiten.

Alex Burg ließ seinen Blick kurz aus dem Fenster auf den ruhig dahin fließenden Rhein schweifen, dann nahm er die Saiten herunter und reinigte die Gitarre. Anschließend zog er neue Saiten auf, stimmte die Gitarre provisorisch und prüfte, ob der Hals jene leicht konkave Kurve beschrieb, die eine flache Saitenlage und hohe Geschwindigkeiten erst möglich machte.

»Da geht noch was«, murmelte er leise und griff zu einem Inbusschlüssel aus der Werkzeugtasche. Eine Viertelumdrehung nach rechts und eine halbe Stunde später hatte der Gitarren-Hals die richtige Spannung und Alex machte sich zufrieden daran, die Gitarre in ihre endgültige Stimmung zu versetzen.

*

Alex Burg war in den vier Jahren, in denen ich seine Klassenlehrerin war, ein braver Junge. Immer fleißig und zuverlässig, vielleicht etwas introvertiert. Und natürlich viel zu dünn. So dünn, dass man im Sportunterricht seine Rippen durchscheinen sehen konnte. Nein, als seine Lehrerin kann ich nichts Schlechtes über ihn sagen. Nein, gewiss nicht. Außer, dass er ziemlich stur war. Aber das soll er angeblich von seinem verstorbenen Vater haben, sagte die Mutter.

Und wie stur der Alex gewesen ist, zeigt die folgende Geschichte:

Ich hatte nach eingehender Prüfung vorgeschlagen, dass die Mutter ihren Sohn Alex zur Realschule schicken sollte, aber der Junge ist ohne uns zu fragen einfach zum Max-Planck-Gymnasium gegangen, hat sich mit gerade mal 10 Jahren selbst für die zweitägige Aufnahmeprüfung angemeldet und sie auch prompt bestanden.

(Annefried Wengler, Volksschullehrerin an der Schule Gartroper Straße in Duisburg-Meiderich)

Der Schüler Alexander Burg hat unser Gymnasium von 1960 bis 1969 besucht. Seine schulischen Leistungen waren eher durchschnittlich. Burg war hochintelligent, aber außerordentlich faul. Ich erinnere mich, dass er einmal im Fach Latein bei einer Klassenarbeit, die über zwei DIN A4-Seiten ging, 88 Fehler produziert hat. Ich habe ihn gefragt, wie das passieren konnte. Er hat nur gelächelt und geantwortet, dass er einfach keine Lust gehabt hatte, Vokabeln zu lernen.

Burg hat 1969 ein durchschnittliches Abitur gemacht; es hätte besser sein können, wenn er mehr geübt hätte. Aber was sage ich da eigentlich ...

(Walter Kalinowski, Oberstudienrat am Max-Planck-Gymnasium Duisburg-Meiderich)

*

Irgendjemand hatte auf einer Fete in den späten 60igern mal gesagt, Alex habe das Talent, den toten Dingen so etwas wie eine Seele einzuhauchen. Alex wollte dem eigentlich widersprechen, aber das Zeugs, das sie damals alle geraucht hatten, war ihm gerade wie Feuer ins Gehirn geschossen und würde ihn für beinahe drei Tage aus dem Rennen werfen. Drei Tage ohne Schule, ohne die Jagd nach den Mädels und ohne dass Alex in der Lage gewesen wäre, seinem Lieblingshobby, dem Basteln an Gitarren, nachzugehen.

Alex Burg hatte sich auch später nicht richtig an die Zeit zwischen der Fete und dem Wachwerden in seinem Bett erinnern können. Man hatte ihm gesagt, dass zwei Kumpels ihn nach Hause geschleppt und ihn in sein Bett geworfen hatten, bevor seine Mutter nach Hause gekommen war.

Und dass sie, um neugierigen Fragen aus dem Weg zu gehen, einen Zettel an Alex' Zimmertür gemacht hätten. »Alex braucht Ruhe«, stand da. »Der Alkohol und die Mädels haben ihm ganz schön zugesetzt. Die Schule weiß Bescheid.«

Das Komische an der Sache war, dass Alex meinte, sich erinnern zu können, in der Nacht nach der Fete noch mal kurz aufgewacht zu sein. Eigentlich sei es ihm schon wieder ganz gut gegangen, aber dann sei es plötzlich wieder dunkel um ihn geworden und er war noch mehr als zwei Tage weg gewesen.

An eines hatte er sich allerdings erinnern können: An ein paar Buchstaben, die auf einem grauen Hocker lagen ...

Alex schob das Ganze dem seltsamen Zeugs in die Schuhe, dass sie alle geraucht hatten und das Ritchi Kleemann damals besorgt hatte.

*

Zwei Jahre später

»Alex ...?«

»AAA-LEX ...!«

»AAAAA-LEX-ANDER!!«

Die Stimme seiner Mutter riss den jungen Mann aus seinem schönsten Morgentraum, in dem er gerade dabei gewesen war, den BH von dem sanften Körper der schönen Brünetten zu lösen, die ihm gestern Abend die ebenso brünette Telecaster zum Aufarbeiten gebracht hatte.

»Issn ...?«

»Uni.«

»Hä ...?«

»UNI-VERSI-TÄT! Dein Studienplatz wartet auf Dich!«

»Ach, scheiß drauf! Der kann warten!«

Doch seine Mutter war in ihrer drohenden Präsenz mindestens genauso energisch wie ihre kräftige Stimme und Alex wusste, dass sie die Türe zu seinem Zimmer in wenigen Sekunden aufgerissen haben und ein viel zu fröhliches Grinsen durch den Türrahmen in sein Zimmer geschickt haben würde. Ergeben öffnete Alex seine Augen und ließ es geschehen, dass seine Mutter hereinkam und ihm das Frühstück brachte.

Wer von meinen Kommilitonen kriegt schon sein Frühstück ans Bett?, dachte er mürrisch und setzte sich auf. Er lächelte seine Mutter an und sagte: »Danke, Mam.«

Mir geht es ja eigentlich ganz gut, dachte er, aber der tägliche Weg zur Uni, die Vorlesungen und die Gespräche mit den Kommilitonen waren nicht gerade das, was er sich von seinem studentischen Leben versprochen hatte und er begann, seine Entscheidung zu verfluchen, nach dem Abi zur Uni gegangen zu sein und sich dort in die Geheimnisse und Tiefen der Jurisprudenz einweihen zu lassen.

Geheimnisse gab es dort eigentlich keine zu entdecken und auch das Jura-Studium erledigte er nach seiner individuellen Devise, die ihm schon sein durchschnittliches Abitur eingebracht hatte: *Mit wenig Aufwand zu einem mittelmäßigen Erfolg*. Ein Drei im Abschlussexamen würde zu einer bescheidenen Karriere im öffentlichen Dienst und zu einem auskömmlichen Einkommen reichen. Mehr wollte Alex beruflich nicht erreichen, denn sein eigentliches Interesse richtete sich schon damals auf ein anderes Gebiet.

Denn am Abend, wenn Alex sich in seine kleine Werkstatt im Keller seines Elternhauses zurückziehen konnte, begann für ihn das wirklich wichtige Leben – oder wie er zu sagen pflegte: Das *richtige* Leben.

Dazu brauchte er keine Frauen oder Freunde und auch keinen Alkohol und Drogen; dort unten lebte er mit seiner Musik und mit seinen Instrumenten.

Einige seiner Gitarren stammten aus Bausätzen und er hatte sie selbst zusammengebaut; Andere hatte er auf Trödelmärkten gekauft oder mit anderen Musikern getauscht. Keine war richtig teuer gewesen, aber alle Instrumente trugen jetzt seine individuelle Handschrift und sie klangen gut ..., richtig gut!

Dass Alex toll klingende Gitarren besaß, hatte sich in der Szene schnell herum gesprochen und die Kauf-Anfragen mehrten sich, aber Alex weigerte sich beharrlich, eine seiner „Schöpfungen“ zu verkaufen. Manchmal jedoch *verlieh* er eines seiner Instrumente

gegen einen kleinen Obolus an befreundete Musiker - jedoch nur, wenn ihm die Musik jener Leute halbwegs zusagte. Tat sie das nicht, dann schüttelte Alex meist ernst seinen Kopf und er sagte: »Es tut ihnen weh. Wenn Du HipHop oder so'n Scheiß spielen willst, dann kauf Dir so eine angesagte teure 08/15-Möhre aus Amiland und werde glücklich damit. Meine Gitarren sind für den Rock gebaut. Ausschließlich!«

Sein konsequentes Eintreten für den Rock machte ihm nicht nur Freunde, aber die Zahl seiner Leihkunden stieg trotzdem stetig und es waren auch immer mehr Prominente dabei; Leute, die für eine von Alex' Leihgitarren auch mal einen Hunderter pro Abend auf den Tisch legten.

Eine ganz besondere Geschichte rankte sich um seine weiße Fender Stratocaster, die Alex Ende 1969 in London auf dem Portabello Road Market gekauft und später modifiziert hatte. Diese Gitarre schien es jemandem ganz Besonderem angetan zu haben ...

Es war kurz nach Mittag am Dienstag, den 25. August 1970 als das Telefon klingelte. Alex nahm ab: »Burg.«

» John Mayer speaking. You don't know me, but we know you and your phantastic guitars.«

»Who is „we“, Mr. Mayer?« radebrechte Alex.

Die Antwort, die er dann erhielt, haute ihn fast aus den Socken. John Mayer stellte sich als der Road Manager eines gewissen James Marshall Hendrix vor, »normaly known as Jimi Hendrix.« Und Jimi Hendrix hatte seinen Road Manager gebeten, eine von Alex' berühmten Gitarren als Reservegitarre für das Open-Air Konzert der Jimi Hendrix Experience auf der Insel Fehmarn am 6. September auszuleihen.

»Famous guitar? I wonder, where Mr. Hendrix got this information from ...«, stammelte Alex.

»John Mayall told him.«

Alex verstand. Er hat seine weiße Stratocaster vor ein paar Wochen dem Gitarristen der John Mayall Bluesbreakers geliehen, als diese in der Nähe gespielt hatte.

»But Mr. Hendrix is left-handed und my guitar is right handed«, warf Alex ein, doch sein Telefonpartner beruhigte ihn und erklärte, dass Jimi Hendrix gern Rechtshänder-Gitarren spiele und man nur die Reihenfolge der Saiten entsprechend anpassen müssen. Alex verstand und sagte: »Ok. You can get it Freitag ..., äh Friday.«

In den folgenden beiden Tagen baute Alex seine weiße Elektrogitarre um. Zuerst löste er die Stegeinlage oben am Hals und baute sie andersherum wieder ein, damit die dicken Kerben für die dicken Saiten für den Linkshänder „oben“ liegen konnten und die schmalen Kerben für die hohen Saiten „unten“. Auch die Einstellung für die sogenannte Oktavreinheit stellte er an der Brücke der Gitarre entsprechend ein. Nachdem er auch noch neue Saiten aufgezogen hatte und das Instrument durchgetestet hatte, legte er es zurück in den Gitarrenkoffer.

Am nächsten Tag klingelte ein kleiner drahtiger Mann mit schwarzen Haaren an der Türe von Alexanders Wohnhaus und stellte sich als Assistent von John Mayer vor. Er wies sich aus, hinterlegte die vereinbarte Sicherungsleistung und nahm das Instrument mit. Die beiden Ehrenkarten für das Konzert auf der Insel Fehmarn nahm Alex gerne entgegen; er würde sie seinem Bruder geben, da er selbst am 6. September keine Zeit hatte.

Hätte Alex gewusst, dass Jimi Hendrix seine Gitarre das ganze Konzert über gespielt hatte und dies auch der letzte Festival-Auftritt der Gitarrenlegende gewesen war, wäre er wahrscheinlich selbst nach Fehmarn gefahren. So blieben ihm nur eine paar Fernsehbilder und ein holpriger Ton-Mitschnitt seines Bruders.

12 Tage später, am 18. September 1970, fand man Jimi Hendrix tot in seinem Hotel. Der 27-Jährige war mit einer hohen Dosis Alkohol und Medikamenten an seinem Erbrochenen erstickt.

Seine Gitarre erhielt Alex einige Tage später mit der Post zurück. Dabei lagen ein persönliches Dankeschreiben von Jimi Hendrix und ein kleines Päckchen amerikanischer Dollarnoten.

2.

Die Kölner Jahre (ab 1971)

An seinem 21. Geburtstag im Juli wurde Alex Burg das Testament seines verstorbenen Vaters eröffnet. Er erbt eine kleine Summe und außerdem den Namen und Titel seines Vaters. Von da an hätte er sich eigentlich schon Alexander Graf von Löwenburg nennen können, aber vorerst verzichtete er auf diesen Namen und nannte sich weiterhin Alexander Burg.

Alex hatte seinen Vater nie kennengelernt. Heinrich Graf von Löwenburg war einige Tage nach der Geburt des kleinen Alexander verstorben, zwei Tage vor der geplanten Hochzeit mit seiner Mutter Brigitte Burg.

Manche sagen, der Graf habe sein nahes Ende gespürt, denn er hatte noch am Abend des Tages von Alexanders Geburt energisch darauf bestanden, sein Kind als eigenes Kind anerkennen und registrieren zu lassen.

Seine Mutter hatte dies jedoch immer bestritten. Heinrich sei stets gesund und kräftig gewesen, habe Sport getrieben und immer gesund gelebt. Dass er einen Schlaganfall bekommen habe, sei für sie unerklärlich und unvorhersehbar gewesen.

Aber vielleicht hat Heinrich von Löwenburg doch etwas geahnt, denn er hatte seinem Kind einen Brief hinterlassen, den die Mutter ihm am Abend seines 21. Geburtstages aushändigte. Alexander nahm das Kuvert entgegen, zog das Papier heraus und las:

Mein lieber Sohn!

Ich habe diese Zeilen am Tag Deiner Geburt geschrieben, weil ich so glücklich war, dass Du es auf die Welt geschafft hast. Du warst ein so wundervolles und hübsches Kind und Du hast mich angelächelt, als ich Dich in meinen Armen hielt. Deine Mutter und ich sind sehr stolz auf Dich und wir wollen Dir alles geben, was in unseren Möglichkeiten liegt. Viel ist es ja leider nicht. Du weißt inzwischen sicherlich, lieber Alexander, dass unsere Familie verarmt ist, seit wir unsere Ländgüter in Ostpreußen durch den unseligen Krieg verloren haben und so ist das, was ich Dir jetzt zu Deinem 21. Geburtstag geben kann, gerade mal ein wenig Geld

und einen guten Namen. Sei beruhigt, unser Name ist frei von bösen Schatten aus der Nazizeit und Du kannst ihn voller Stolz tragen.

Wahrscheinlich lebe ich schon längst nicht mehr, wenn Du diese Zeilen liest, aber ich möchte Dir auf diesem Weg alles Liebe und Gute wünschen. Mach' es gut, mein Sohn!

Dein Vater

Schweigend legte Alexander den Brief zur Seite. Er sah seine Mutter an: »Mit Vaters Geld, einschließlich der Zinsen, dürfte ich die nächsten Jahre einigermaßen über die Runden kommen. Und außerdem habe ich ja noch meine diversen Musikbasteleien, die hin und wieder auch ein paar Mark abwerfen.«

»Du machst also weiter?« fragte seine Mutter zufrieden. Alexander nickte: »Es macht mir zwar keinen Spaß, aber ich komme ganz gut klar. Nur die Fahrerei nervt. Ich werde mir wohl ein Zimmer in Köln nehmen ...«

Alex schwieg einen Moment, als wolle er nachdenken. Dann fügte er hinzu: »Ich werde mein Studium beenden, Mutter. Wahrscheinlich wäre es auch Vaters Wunsch gewesen, wäre er noch am leben.«

»Er wäre sehr stolz auf Dich, Alex. Du hast das Gymnasium besucht und sehr schnell einen Studienplatz in Köln bekommen. Und außerdem hast Du eine außergewöhnlich gute handwerkliche Ader ..., wie Dein Vater.«

»Aber Vater ist doch Agronom gewesen?« warf Alexander ein, doch seine Mutter schüttelte den Kopf: »Vom Studienfach her, schon, Alex. Aber er hat auf dem Landgut seiner Familie so ziemlich alles reparieren können, was kaputt war. Von der Landmaschine bis zum Radio. Und außerdem ...«

»Was?« fragte Alexander.

»... siehst Du ihm sehr ähnlich, Alex. Als ich Deinen Vater kennen lernte, war er ungefähr so alt wie Du heute. Er war mit 1,84 m fast genauso groß wie Du und auch die dunklen Haare hast Du von ihm.«

*

Eine Woche nach seinem 21. Geburtstag bezog Alexander sein Zimmer im Studentenwohnheim in Köln. Das Semester hatte zwar noch nicht angefangen, aber er hatte vom 1. August an einen Aushilfsjob bei einem lokalen Musikalienhändler in der Nähe des Doms angenommen. Dort würde er Gitarren einstellen und reparieren; zunächst ganztags und nach Beginn des Semesters nachmittags an drei Werktagen.

Sein Job beim Musik-Laden lief recht gut. Da Alex in Musikkreisen einen guten Ruf hatte, kamen bald alle Kölner Lokalgrößen vorbei und ließen sich von Alex ihre Gitarren überarbeiten und einstellen. Auch ein paar Modifizierungen waren dabei, bei denen Alex die Tonabnehmer durch ein spezielles Wachsbad unempfindlicher gegen das scharfe Rückkopplungspfeifen machte, das immer häufiger auf den Bühnen auftrat und der wachsenden Lautstärke geschuldet war.

Gegen Ende seiner Studienzeit war es Alexander von Löwenburg, der die ersten DiMarzio Tonabnehmer verbaute, die 1975 frisch auf den Markt gekommen waren und sofort von allen Gitarristen nachgefragt wurden.

Alex arbeitete bis Ende 1975 für den Musik-Laden in Köln. In dieser Zeit war Alex auch wieder öfter bei Live-Auftritten dabei, weil neben seiner Bezahlung und manch einer kleinen Dankesprämie immer häufiger auch Eintrittskarten für die Konzerte der lokalen Größen in Alex Taschen wanderten. Da das Studium gut lief und er genügend Freizeit hatte, kam es, dass Alex quasi zum Stammgast in den kleinen Lokalen und großen Hallen im Kölner Raum wurde.

In dieser Zeit lernte er eine Menge einflussreicher Leute kennen und hörte ihnen aufmerksam zu: Musiker und Produzenten waren dabei, aber auch Konzert-Veranstalter und Werbeleute. Er erfuhr viel von den Problemen dieser Leute, konnte hier und da durch sein musikalisches Fachwissen helfen, mit zunehmender Dauer seines Jurastudiums auch in Rechts- und Vertragsfragen.

So auch am 14. August 1974; Alexander begleitete die Band ZAPP um seinen Freund, den Sänger Klaus Mönchesberger, zu Vertragsverhandlungen mit der Plattenfirma nach Düsseldorf.

Die Firma Summer-Records residierte dort in einem Bürokomplex in einem Altbau an der Haroldstraße. Im Eingang wurden Klaus Mönchesberger und seine Bandkollegen von einer jungen Frau begrüßt, die sie in die erste Etage führte, wo sich das Büro von Ingeborg Strehlau, der Produzentin der Band, befand.

Während sich die Bandmitglieder einen Platz nahe dem seitlichen Besuchertisch des Büros suchten, blieb Alex neben der Türe stehen und musterte die Anwesenden; links von dem großen Schreibtisch aus polierter dunkler Eiche stand ein älterer Mann in korrektem Anzug, mit Krawatte und Einstecktuch. Neben ihm die jüngere Ausgabe des älteren Herrn – auch im dunklen Anzug, aber mit Fliege und Einstecktuch.

»Das sind die Herren Hermann und Hermann«, erklang eine ins Piepsige abgleitende Frauenstimme, »der Inhaber und der Direktor unserer Firma. Im Namen von Hermann und Hermann möchte ich Ihnen zu dem großartigen Erfolg der ersten Langspielplatte, „Kölsches Zeug“ gratulieren.«

»Kölscher Zuch«, korrigierte Klaus Mönchesberger leise und sah der Frau entgegen, die von ihrem Schreibtischstuhl aufgestanden war, auf die Band zuzuging und jedem die Hand schüttelte.

Während der Gratulation hatte Alexander Zeit, sich die Frau mit der Piepsstimme näher anzusehen, bei der es sich offensichtlich um Ingeborg Strehlau handelte.

Die Frau war Mitte Vierzig, hatte lange orange-rot gefärbten Haare und trug ein enges Top und - der damaligen Mode entsprechend - knallenge Hot Pants. Da Frau Strehlau aber nicht gerade schlank war, quoll das ein oder andere Wohlstandskilo aus den viel zu engen Sachen heraus; besonders am Bauch, am Po und an den Hüften.

Alexander bemühte sich, wegzusehen, da wandte die Frau ihm ihr Gesicht zu. *Oh Mann!* erschrak Alex, *angemalt ist sie auch noch. Wie ein Papagei.*

»Und Du bist?« piepste der Papagei.

Während Alex noch überlegte, ob die Frau mit dem Gesicht voran in einen oder in mehrere Schminktöpfe gefallen war, antwortete er: »Alexander Graf von Löwenburg, Rechtsbeistand.«

»Rechtsbei ..., was?« schrillte die Frau und ihre Stimme drohte in den Ultraschallbereich hochzuschwappen.

Eigentlich müsste ihre zentimeterdicke Schminke von diesen hohen Tönen doch pulverisiert werden und abfallen, überlegte Alex, als ihn die nächste Salve piepsiger Töne traf:

»Und Graf von Sowieso?«

»Löwenburg«, antwortete Alex trocken. »Alter deutscher Adel.«

»Wir sind der Rechtsbeistand von ZAPP, Kleiner. Wir machen die Verträge, bestimmen die Richtung, suchen die Lieder aus und bestimmen, wann und wo die Band spielt. Und wo die Band, verdammt noch mal, aufs Klo geht. Geht das rein in Deine verschrobene adlige Birne?«

Alexander nahm einige Papiere aus seinem Aktenkoffer und studierte sie. Dann sah er auf und sagte: »Der alte Vertrag zwischen der Firma Summer-Records und der Band ZAPP sah die Produktion und Veröffentlichung jeweils einer Single und einer Langspielplatte vor. Mit der Single „Verdammt weit wech“ und der LP „Kölscher Zuch“ ist der Vertrag erfüllt worden und somit ausgelaufen. Sollten Sie Interesse an einem neuen Vertrag - natürlich zu verbesserten Konditionen - haben, so sehen wir Ihrem Angebot gerne entgegen.«

»Ihr tut watt, Jüngelchen«, kreischte die Schreckschraube, mühsam um die Bewahrung ihrer irgendwann mal antrainierten Contenance bemüht.

Alex ignorierte den Einwurf und sprach unbeirrt weiter: »Allein die Ausschüttungsquote der Tantiemen war doch sehr unbefriedigend.«

»Unbefriedigend? Ihr habt eine halbe Million Mark verdient! Und jetzt kriegt Ihr keine müde Mark mehr!« schrillte die Frau und sah zu der Stelle hinüber, an der vorhin noch die beiden Hermanns gestanden waren, die aber jetzt leer war.

Ingeborg Strehlau schluckte. Sie stand jetzt allein einem Haufen Irrer gegenüber, die aber so erfolgreich waren, dass sie der Firma Summer Records hohe Gewinne beschert hatten. Falls es keinen neuen Vertrag geben würde, würden die Herren Hermann & Hermann gewiss sehr unzufrieden sein, was bedeutete, dass die Karriere einer gewissen Ingeborg Strehlau hier und heute ziemlich schlagartig ihr Ende finden würde.

»Komm wir gehen, Jungs«, sagte Alexander zu allem Überfluss und winkte den Leuten der Band zu: »Wir haben ja noch das Angebot und den Termin bei der Deutschen Phono in Köln.«

»Köln ist sowieso besser«, antwortete Detlev Vanhorst, der Bassist, »dieses scheiß Düsseldorf geht mir ja so was von auf den Sack ...«

Ein leises »Moment bitte ...« aus dem Mund von Ingeborg Strehlau änderte alles.

Zwei Stunden später hatte die Band ZAPP, vertreten durch Klaus Mönchesberger und Alexander Graf von Löwenburg, einen neuen Vertrag in der Tasche, der ihnen die Produktion und Veröffentlichung zweier Langspielplatten garantierte und der deutlich bessere Konditionen bei der Titelauswahl und der Tantiemenverteilung vorsah.

In der Folgezeit nahm Alexander von Löwenburg zahlreiche weitere Bands in seine Obhut und begleitete sie zu den Verhandlungen mit ihren Plattenfirmen. Und als Alexander Ende 1975 sein Jurastudium beendet hatte, bekam er innerhalb weniger Wochen zahlreiche lukrative Angebote bekannter Plattenfirmen, die ihm einen gut dotierten Posten in ihrer Vertragsabteilung anboten.

Natürlich nahm Alexander von Löwenburg keines dieser Angebote an; „Ich bin doch kein Verräter und wechsele die Seiten“, soll er seinen Freunden beim Abschied aus Köln gesagt haben.

Als er sein Werkzeug beim Musikladen abholte, fragte ihn Bernd, der Chef vom Musik-Laden: »Wohin zieht es Dich jetzt, Alexander?«

»Ein Jahr Auslandstudium in Kalifornien, Bernd.«

»Whow! The Summer of Love ..., Du bist zu beneiden.«

»Und danach vielleicht noch ein wenig Europa«, fügte Alexander hinzu.

»Und dann?« fragte Bernd.

»Das vorgeschriebene Referendariat. Werde ich wohl beim Landgericht in Duisburg machen. Dauert zwei Jahre. Danach das 2. Staatsexamen ...«

*

Im Frühjahr 1979 erhielt Alexander von Löwenburg sein Zeugnis über das erfolgreiche Bestehen der 2. Staatsprüfung. Jetzt war er Volljurist. Er rief seine Mutter noch am Abend der Feier an und lallte: »Mama, ich bin jetzt sowatt von voll, sowohl vom Alkohol wie auch von der Jurisprudenz.«

Anschließend soll Alexander - so berichteten es seine Kommilitonen - in seiner kleinen Wohnung wie ein Taschenmesser zusammengeklappt sein und in einen lang anhaltenden tiefen Schlaf gefallen sein.

Alexander schlief volle zwei Tage lang und seine Freunde störten ihn selbst dann nicht, als ein seltsam aussehender Mann an der Haustür nach ihm fragte und von einem hervorragendem Angebot sprach.

Petra, eine von Alexanders weiblichen Freunden und eine Zeitlang seine Mitbewohnerin, schilderte den Besucher als einen großen Mann unbestimmbaren Alters mit sehr dunklen, fast schwarzen Augen.

Alexander nahm diese Informationen ohne sonderliche Regung zur Kenntnis; er war aktuell nicht an Jobangeboten interessiert.

Aber der Mann mit den schwarzen Augen sollte noch häufiger in Alexander Lebens auftauchen, aber meist hielt er sich im Schatten auf - wobei es nicht immer die Sonne war, die diese Schatten warf ...

3.

Anna (1980)

Im Sommer des Jahres 1980 verliebte sich Alexander unsterblich in Anna ...

Der Sommerwind trieb die Lieder von den Lagerfeuern nahe der Küste des Schwarzen Meeres weit über das Meer hinaus - bis hinein in das Licht der untergehenden Sonne.

Alex hatte es sich auf einem Stein gemütlich gemacht und lauschte einem dieser Lieder, in dem ein unbekannter Sänger in seinem Lied die Sonne beneidete, die jeden Abend in den Westen reisen durfte; etwas, das für die Menschen um das Lagerfeuer offensichtlich

nicht galt, denn den Refrain mit dem zynischen „Brüder zur Sonne zur Freiheit“ sangen alle euphorisch mit.

»Würdest Du jetzt auch gerne der Sonne folgen?« fragte eine leise Stimme hinter ihm. Alexander drehte sich zu der Sprecherin um und lächelte: »Wenn eine so schöne Frau wie Du mich begleitet. Gerne.«

»Ach Ihr Westler. Für Euch ist es immer so einfach«, sagte die Frau und warf ihre langen blonden Haare, die ihr der Abendwind ins Gesicht geworfen hatte, zurück in den Nacken.

»Mag sein, aber woher ...«, fragte Alexander.

»Deine Klamotten, Dein Auftreten im Hotel, dass Du hier alleine sitzt und nicht bei uns unten ..., irgendwie alles.«

»Ich wollte nicht stören.«

»Quatsch mit Spreewälder Gurkensalat«, lachte die Frau. »Ich bin übrigens Anna und Du, unbekannter Westler, kommst jetzt mit zu uns ans Feuer. Erzähl uns von den Wundern in jenen Ländern, in die die Sonne jeden Abend reist. Warst Du schon mal in Spanien, in Frankreich, in Amerika...?«

»Ja«, sagte Alexander und ergänzte: »Ich bin übrigens der Alex.« Er stand auf und folgte der Frau zu dem Lagerfeuer, das in einer Senke der Dünen vor sich hin loderte.

»Das ist der Alex aus der BRD und er ist das erste Mal in Bulgarien«, stellte Anna ihn ihren Kollegen vor, als sie den Kreis um das Lagerfeuer erreicht hatten. »Der mit der Gitarre ist Jonny, das hier sind Günther und Elke, daneben Rosie und Heike. Hier sitzen Paul und Paula und das ist Henning aus dem Norden und da ist noch eine Elke.«

Alexander begrüßte alle und wandte sich an den Gitarrenspieler namens Jonny: »Übrigens, die Sonne reist zwar jeden Abend in den Westen, doch in der Nacht kehrt sie zurück in den Osten, wo sie morgens, frisch gestärkt, wieder aufgeht.«

»Aber genau das würde ich auch ganz gerne tun, Alex aus dem Westen. Abends in den Westen fahren und in der Nacht zu meinem Zuhause im Osten zurückkehren«, antwortete Jonny. »In den Westen! Einfach so! Ich würde dort nicht bleiben wollen, denn ich hab' alles, was ich brauche, zuhause in Magdeburg. Eine Wohnung, Arbeit, ein Auto und so weiter. Aber ich möchte gern mal nach Italien oder nach Spanien. Oder an die Nordsee.«

»Oder einmal um die Freiheitsstatue in New York herumschippern, das wäre mein Traum«, sagte die Elke, die Anna zuletzt vorgestellt hatte.

»Ich bin im Hamburg geboren und hätte das alles gehabt«, sagte der Henning aus dem Norden. »Bis mein Vater die Pfarrstelle in Brandenburg annahm. Meine Eltern, meine Schwester und ich zogen in den Osten, in die Nähe von Templin. Abgelegener konnte man kaum leben.«

Das ist bitter, dachte Alex, der zwar ohne Vater aufgewachsen war, aber als 68er dafür mit einer Riesenportion Freiheit entschädigt worden war; Freiheit im Denken, im Reden und im Reisen.

»Ja, ich bin während meines Studiums ganz schön herumgekommen, Leute. Österreich, Schweiz, Italien, Jugoslawien. Später Spanien und Portugal. Dazu noch ein Jahr Auslandsstudium in den USA ...«

»Wo da?« fragte Anna.

»Kalifornien. Mitte der 70iger. Phantastisch! The Summer of Love, Live-Musik, Surfen und alle die Dinge, die ungeheuer viel Spaß machen.«

»Und jetzt ..., Bulgarien?« fragte Anna etwas ungläubig.

»Wegen dem Moped«, lachte Alexander. »Ich hab mir ´ne Moto Guzzi zugelegt und bin damit die Donau runter. Ich konnte gar nicht mehr aufhören zu fahren. Von Passau über Linz und Wien, an Bratislava und Budapest vorbei. Dann durchs wilde Serbien nach Rumänien. Irgendwo rechts ab und dann runter bis zum Schwarzen Meer.«

Hatten Alex´ Erzählungen von Italien, Spanien und Kalifornien schon großen Eindruck gemacht, so schien diese Reiseschilderung seine neuen Lagerfeuer-Freunde fast schon zu überfordern. Für einen DDR-Menschen war es fast unvorstellbar, wie jemand mit seinem Motorrad „einfach so“ mal so durch die Länder des sozialistischen Ostblocks fahren konnte. Ohne Visum-Probleme oder andere Schikanen.

Alexander spürte, wie seine Zuhörer immer ruhiger wurden, als ihnen klar geworden war, wie beengt ihr eigenes Leben verlief. Er brach seine Erzählungen ab und schickte einen flotten Spruch hinterher: »Aber jetzt ist es vorbei mit dem Lotterleben. Ab dem 1. August werde ich als Rechtsverdreher arbeiten und einigen Leuten helfen, zu ihrem Recht zu kommen. Und anderen Leuten vielleicht das Leben ein bisschen schwerer machen.«

*

Alexanders Urlaub am Schwarzen Meer dauerte noch vier weitere Wochen und es waren herrliche Wochen mit romantischen Sonnenuntergängen und warmen Nächten.

Anna und er waren sich näher gekommen und an dem Abend, bevor sie mit ihren Freunden abreisen musste, gestanden sie sich ihre Liebe.

Eine Liebe, die trotz seltener Treffen am Plattensee in Ungarn oder am Schwarzen Meer angesichts der Trennung der Welten in zwei so ungleiche Deutschlands und des eisernen Vorhangs dazwischen so chancenlos zu sein schien.

Zwischenspiel I

Alexander glitt durch ein Medium, das er nicht fühlen konnte. Wäre es Wasser gewesen, hätte er es gefühlt, aber dann hätte er darin nicht atmen können. War es aber Luft, dann hätte er fliegen können müssen und das konnte er, soweit er wusste, nur in seinen Träumen. Also war das jetzt ein Traum!

4.

Die Bahn (1984)

»Sie waren also der Privatsekretär der Familie Goebbels? Damals in der unseligen Zeit?«

Der alte Mann nickte und sein faltiges Gesicht schien diese Bewegung mitmachen zu wollen und noch zu verstärken.

Alexander von Löwenburg legte seine Notizen zur Seite und schaute zu dem Mann in dem schlichten Pflegebett hinüber: »Und warum taucht Ihr Name in keiner der alten

Berichte über die letzten Tage unten im Führerbunker auf? Rochus Misch, der letzte Zeuge aus dem Führerbunker hat alles aufgelistet, aber einen Martin Aschmann findet man dort nicht.«

»Rochus Misch war nur auf Hitler fixiert. Er war Telefonist und Leibwächter und „klebte“ im Vorzimmer des Führers. Er bekam gar nicht mehr mit, was sich ein paar Meter von seinem Arbeitsplatz entfernt abspielte. Die Goebbels-Familie wohnte in einer ganz anderen Ecke des Bunkers. Und ich war ja auch nicht permanent im Bunker. Gehörte auch nicht richtig dazu.«

»Was war genau Ihre Aufgabe, Herr Aschmann?« fragte Alexander und nahm seinen Block wieder zur Hand. Auch das kleine Tonbandgerät ließ er wieder anlaufen.

»Goebbels war ja kein Soldat«, begann der alte Mann mühsam und im düsteren Licht des späten Novembers sah sein zerfurchtes Gesicht noch eine Spur dunkler aus, als die Geschichte, von der er berichtete. »Wäre er Offizier gewesen, hätte man ihm einen Adjutanten zugeteilt. Aber als Privatmann stand ihm das nicht zu. Deshalb gab es mich, den Privatsekretär. Ich war quasi Goebbels Adjutant. Und der Lehrer der Kinder. Und der Vertraute seiner Frau. Der enge Vertraute ...«

»Waren Sie etwa mehr, als nur der Vertraute?« fragte Alexander von Löwenburg leise, aber der Mann auf dem Bett schwieg. Alexander schaltete das Tonbandgerät aus und stellte seine Frage erneut.

Der alte Mann schüttelte den Kopf: »Die Ehe der Goebbels war lange vorbei. Sie wollten sich schon 1938 scheiden lassen, aber der Führer hat es damals verboten und so mussten sie zusammenbleiben. Bis zuletzt. Goebbels hatte unzählige Affären und Magda tat es ihm gleich. Sie war so unglaublich einsam.«

»Einsam? Trotz der sechs Kinder?«

Martin Aschmann nickte nur. Nach einigen Sekunden des Schweigens wandte er sich wieder Alexander von Löwenburg zu und sagte leise: »Ersparen Sie uns bitte Fragen nach den letzten Stunden der Goebbels; die Ermordung der Kinder und den Selbstmord der Eheleute. Ich bin nicht dabei gewesen und es ist alles darüber bekannt.«

Alexander von Löwenburg nickte. Dann schaltete er das Bandgerät wieder ein und fragte: »Und Sie waren nicht bis zum Ende dabei?«

Martin Aschmann schüttelte den Kopf. »Nein, aber schalten Sie das kleine Wunderwerk aus dem Hause Grundig bitte wieder aus. Ich will Ihnen die Geschichte gerne erzählen, aber die Nachwelt soll nichts davon erfahren - aus einem ganz bestimmten Grund, auf den ich später zurückkommen werde.«

Alexander von Löwenburg zuckte mit den Schultern und schaltete das kleine Tonbandgerät wieder aus. Und Martin Aschmann erzählte seine Geschichte ...

»Nicht weit vom Führerbunker entfernt gab es eine geheime kleine U-Bahnstation, die Albert Speer für den Fall hatte bauen lassen, dass der Bunker der Reichskanzlei von feindlichen Truppen oder Aufständischen bedroht worden wäre und der Führer oder enge Vertraute des Führers den Bunker-Komplex schnell und unentdeckt verlassen mussten.

Vom Vorbunker aus gab es deswegen einen geheimen Gang zur dieser U-Bahn-Station, von dem aber nur wenige Eingeweihte wussten. Der Führer natürlich, Bormann und Goebbels auch. Und ein paar andere. Der Zugang war als Tresortür getarnt und mit einer Kombination gesichert. Wir Anderen glaubten damals, dass sich in dem Tresor Waffen befänden oder vertrauliche Unterlagen. Bis zum 29.04.1945.«

»Was geschah am 29.04.?« fragte Alexander.

»Der Führer hatte an diesem Tag gerade seine Lebensgefährtin Eva Braun geheiratet und man riet dem Führer, Berlin über die geheime Fluchtroute zu verlassen. Hitler wollte aber nicht, sondern soll heimlich schon seinen Tod und den Tod seiner Frau vorbereitet haben.

Trotzdem traf man alle Vorbereitungen für eine Flucht des Führers. Mich schickten sie, zusammen mit einigen Anderen durch den angeblichen Tresor und den Tunnel zur U-Bahn, wo wir auf den Führer warten sollten. Der Plan sah vor, dass der Führer mit dem Fluchzug bis zu einer halbfertigen Rohbau-Station unter dem Tiergarten fahren sollte, die Minister Speer für den Ausbau Berlins zur Welthauptstadt Germania schon vorsorglich hatte bauen lassen. Knapp unter der Oberfläche im Tiergarten gab es einen geheimen Bunker mit einem startbereiten Flugzeug.«

»Aber keine Startbahn«, warf Alexander ein.

»Doch. Die Ost-West-Achse, die den Tiergarten durchquert, ist lang genug und über 80 Meter breit. Weil links und rechts keine Häuser standen, war sie auch im Frühjahr 1945 weitgehend frei von Schutt.«

»Das ist die Straße, die heute „Straße des 17. Juni“ heißt?« fragte Alexander und der alte Mann nickte.

»Das Flugzeug sollte einen der norddeutschen Häfen anfliegen, wo ein U-Boot auf den Führer warten würde. Aber dazu kam ja nicht mehr, wie Sie wissen, Graf von Löwenburg. Aber wichtig ist diese Geschichte trotzdem, weil es diese kurze U-Bahn-Strecke heute noch gibt. Von Ost nach West. Unentdeckt von den Schergen der Russen in der Sowjetzone.«

»Wie kann das sein?«, hakte Alexander nach. »Der Führerbunker wurde 1947 durch sowjetische Pioniere gesprengt. Später wurde das Gelände eingeebnet, die Zugänge zugeschüttet, und die Stahlbetontrümmer mit einem Hügel bedeckt. Danach wurde über der ganzen Fläche zunächst eine Grünanlage angelegt.«

»Stimmt alles«, antwortete Martin Aschmann. »Nach dem Bau der Mauer geriet das Areal des Führerbunkers aber in das unmittelbare Grenzgebiet. Die Staatssicherheit der Ostzone hat da alles untersucht ...«

»Die DDR meinen Sie«, unterbrach ihn Alex, aber der Alte winkte wütend ab. »Demokratisch waren die nie und um die „Res Publica“ hat sich diese Parteidiktatur auch nie gekümmert. Denen war das Volk doch scheißegal. Ich bleibe bei *Ostzone*.«

Alex zuckte mit den Schultern und der alte Mann fuhr fort: »Also, die Staatssicherheit hat da alles untersucht und sie waren sehr fleißig, aber völlig überfordert. 1973 wurde der Vor- und der Führerbunker wieder geöffnet, vermessen und fotodokumentiert. Und bald darauf wieder versiegelt. Aber den Verbindungsgang haben sie nicht gefunden und das kurze Stück U-Bahn auch nicht.«

»Ich kann mich erinnern, dass man in West-Berlin einige vergessene Straßentunnel unter dem Tiergarten gefunden hat. Sie reichten bis an die Westseite des Brandenburger Tores«, sagte Alexander.

Der alte Mann lächelte: »Dass diese Straßentunnel bis in den Osten, unmittelbar vor das Brandenburger Tor, reichten, verschwieg man den Ostlern. Aber selbst wenn ..., die geheime Führer-U-Bahn wäre nicht entdeckt worden. Sie verlief woanders.«

»Und warum erzählen Sie mir das alles?« fragte Alexander nach einer Weile.

»Man hat mir erzählt, Sie suchten nach einer Möglichkeit, Ihre Freundin aus der Ostzone herauszuholen, Herr von Löwenburg. Ich habe mich über Sie erkundigt und dann habe ich Sie letzte Woche angerufen.«

»Wer hat Ihnen das erzählt?« fragte Alex.

»Das sollte Ihnen egal sein, denn ich kann Ihnen helfen. Es gibt da diesen besonderen Tunnel. Durch ihn kann man auch heute noch von Ost-Berlin in den Westen gelangen. Ohne Risiko. Und außer Ihrer Freundin warten da drüben eine Menge Leute darauf, dem angeblichen Paradies der Werktätigen endgültig den Rücken zu kehren. Freunde von mir. Manche sind regelrecht verzweifelt. Und man sagte mir, Sie seien der Richtige, diesen Menschen zu helfen.«

»Ich bezweifle das ..., protestierte Alexander, aber der alte Mann machte nur eine wegwerfende Handbewegung und sprach weiter: »Aber Sie müssen sich beeilen. Die Ostzone plant 1986 einen neuen Wohnkomplex an der Otto-Grotewohl-Straße. Dafür sollen die Enttrümmerungen bis in eine Tiefe von sieben Metern reichen. Mag sein, dass sie den Tunnelstützen dann finden.«

»Aber der Führerbunker ist doch zugeschüttet. Wie soll man in den Tunnel hinein kommen?«

»Durch den Bauschacht, mein lieber Graf«, antwortete Martin Aschmann. »Er verläuft seitlich zum Verbindungstunnel und stößt in einem Winkel von 90 Grad auf den Tunnel. Der Zugang zu diesem Bauschacht befindet sich ..., geben Sie mir doch bitte mal die Karte dort ...; er befindet sich hier. An dieser Stelle!« Der alte Mann zeigte auf ein Grundstück an der Otto-Grotewohl-Straße. Dann fuhr er fort: »Das Haus und seine Nachbarhäuser sind nicht bewohnt, weil sie sich innerhalb der Grenzzone befinden. Trotzdem gibt es dort elektrisches Licht und Heizung.«

»Warum? Halten sich dort Grenzsoldaten auf?« fragte Alexander.

»Nein. Für die Grenzer ist das Sperrgebiet. Man traut ihnen wohl nicht. Könnten ja abhauen. Nein, nur die Stasi-Schwuchteln hausten da mal, jetzt aber nicht mehr.«

»Und das wissen Sie ganz sicher? Woher?«

»Ich habe auch meine Beziehungen, Graf von Löwenburg. Aus der alten Zeit.«

Gut, dass er nicht gute alte Zeit gesagt hat, dachte Alexander. Er klappte seinen Notizblock zu und wollte die Karte an sich nehmen, aber Martin Aschmann hielt die Karte fest. »Ich muss Ihnen noch sagen, wo Sie den Eingang zum Tunnel im Tiergarten finden. Der ist genau hier.« Martin Aschmann machte ein Kreuz auf der Karte und fuhr fort: »Am besten nehmen Sie Kontakt zu dem Verein „Berliner Unterwelten“ auf und nehmen an einer ihrer Führungen teil. So lernen Sie die unterirdischen Anlagen kennen und wissen, wo Sie später lang müssen, wenn Sie es dann allein machen.«

»Danke. Ein Frage noch, Herr Aschmann. Wie kommt man auf der Ostseite an das Haus an der Otto-Grotewohl-Straße heran?«

»Das ist leicht. In diesem Haus ist die Zentralheizung für alle Häuser installiert. Die läuft mit Koks und einmal die Woche kommt ein Kohlehändler, öffnet das große Tor und schüttet eine halbe Tonne Koks in den Vorraum. Einen Tag später kommt der Hausmeister – auch so eine Stasi-Schwuchtel – und schaufelt den Koks in die Anlage. Wenn Sie es schaffen, ihre Freundin irgendwie unter dem Koks zu verstecken, haben Sie ein paar Stunden Zeit, von der Westseite in den Heizungskeller zu gelangen und sie mitzunehmen. Die Türe zwischen dem Heizungskeller und dem Bauschacht ist in einem Nebenraum der Heizung und nur vom Bauschacht aus zu öffnen. Achten Sie darauf, dass sie nicht zufällt, wenn Sie ihre Freundin holen, sonst können Sie den Rest Ihres Lebens im Arbeiter- und Bauerstaat verbringen. Oder in Bautzen.«

»Und woher wissen Sie das alles, Herr Aschmann?« fragte Alexander.

»Weil ich dieses Geschäft mit der Flucht einige Jahre betrieben habe. Mit meinem Freund Edgar. Jetzt bin ich zu alt dazu und Edgar auch. Aber als ich hörte, dass Sie jemanden suchten, der Ihre Freundin aus dem Osten herausholt, habe ich Kontakt zu Ihnen aufgenommen. Den Tunnel gibt es noch und auch die Kohlen werden regelmäßig angeliefert, aber es gibt eine ganz wichtige Sache, über die wir noch reden müssen. Die Leute, die Sie rüberholen, dürfen nicht wissen, *wie* wir das machen. Sonst reden sie irgendwann drüber und ein Stasi-Spitzel hört zufällig mit. Dann fliegt das Ganze auf.«

»Aber Wie haben Sie sichergestellt ...?« fragte Alexander.

»Wir haben den Leuten mit ihrer Zustimmung Schlaftabletten gegeben und sie im Schlaf durch die Tunnel transportiert. Es gibt Schienen dort und eine Art Lore. Und als sie wieder wach wurden, waren sie schon im Tiergarten. Keiner hat mitbekommen, wie wir das machen. Und das sollte bitte auch so bleiben!«

Alexander nickte. Er verstand nun, warum es nötig gewesen war, dass sein Tonbandgerät ausgeschaltet war.

*

Der eisige Ostwind jagte die Kälte durch Alexanders Körper bis in die Fingerspitzen hinein und er hatte große Probleme, das Vorhängeschloss an der Zugangstreppe zum Tunnelsystem mit Hilfe seines speziellen Dietrichs aufzuschließen. Als es dann endlich mit einem Klicken aufsprang, schien dieses Geräusch grässlich laut durch den nächtlichen Tiergarten zu schallen und Alexander schaute sich ängstlich um, ob da jemand war, der sein nächtliches Tun bemerkt hätte. Aber der Berliner Tiergarten war in dieser Novemberrnacht so einsam und leer, wie er in den meisten Nächten im Winter war. Alexander schob den Sperrriegel zur Seite, öffnete die Gittertür und ging die Stufen in den Lüftungsschacht nach unten. Die ersten Stufen tastete er sich noch blind nach unten, eher er sich traute, die große Lampe einzuschalten, die er mit sich führte. Er hatte sich den Weg durch die unterirdischen Gänge und Hallen während der Führung genau eingepägt und auch die von Martin Aschmann erwähnte Eisentüre bemerkt, durch die man die Fragmente der Speerschen Straßentunnel verlassen konnte, um zu dem Stollen für das geplante große U-Bahn-Netz der Welthauptstadt Germania zu gelangen. Hinter dieser Eisentüre hatte Alexander von Löwenburg bei seinem zweiten Besuch schon vorsorglich einen faltbaren Rollstuhl platziert, mit dem er seine schlafende Freundin während der Flucht zu einer Rampe schieben wollte, die ins Freie führte.

Der Rollstuhl stand noch da und auch die Draisine stand noch an der Stelle, die Martin Aschmann ihm beschrieben hatte. Er untersuchte sie kurz und stellte zufrieden fest, dass die Räder gut gefettet waren und fast lautlos liefen. Er packte den Rollstuhl auf die Ladefläche, schwang sich in den Sattel und trat in die Pedale. Auch hier hatten die Leute von Martin Aschmann gute Arbeit geleistet; alles war geölt und leichtgängig.

Nach ein paar hundert Metern Fahrt sah Alex auf seine Uhr. Es war kurz nach 2 Uhr! Wenn drüben alles geklappt haben sollte, dann befand sich Anna im Heizungsraum des Hauses an der Otto-Grotewohl-Straße und wartete auf ihn.

Sie hatten mit dem Fahrer des Kohlewagens – dem Sohn von Martin Aschmanns Freund Edgar - vereinbart, dass dieser den Sack, in dem Anna steckte, nur locker zubinden würde, sodass Anna hinausklettern und sich im Heizungskeller verstecken konnte. Falls

der Sack aber zu fest zugebunden worden war, würde die arme Anna jetzt schon über 6 Stunden in dem Sack stecken. Nicht auszudenken ...

Schuldbewusst trat Alexander kräftiger in die Pedale und die Betonwände glitten schneller vorbei. Nach wenigen Minuten streifte der Lichtkegel der Lampe eine rote Markierung am Boden des Tunnels, die die Leute von Martin Aschmann angebracht hatten. Alex wusste, auf der Oberfläche, direkt über ihm, lag jetzt die Mauer und der Todesstreifen.

Er fuhr weiter. Wenn jetzt was passieren würde, würde er in Bautzen landen oder sterben ...

Er achtete auf jedes Geräusch und starrte angespannt auf den Boden, doch die zweite Markierung wollte und wollte nicht kommen. Von Martin Aschmann wusste er, dass sie wenige Meter von dem Bautor angebracht war, dass auf der rechten Seite des Tunnels lag und wo der kurze Gang zum Heizungskeller in der Otto-Grotewohl-Straße begann.

Die Sekunden verrannen, wurden zu Minuten ..., zu endlosen Minuten voller Sorgen und Ängste. Doch dann endlich ... die Markierung!

Alexander bremste die Draisine ab und stieg herunter. Mit der Lampe leuchtete er die Wand zu seiner Rechten ab und fand die Eisentüre sofort. Er griff in seine Tasche, holte das Ölspray heraus und sprühte die alten Scharniere und das Schloss ein. Dann wartete er.

Fünf endlose Minuten später holte er den Rollstuhl von der Draisine, griff an die Klinke der Eisentüre und zog sie auf. Es atmete auf. Dank seiner Sprühaktion öffnete sich die Türe nahezu lautlos und er konnte den Rollstuhl hindurch schieben.

120 Meter weiter das gleiche Spiel: Wieder kam das Ölspray zum Einsatz und wieder mussten 5 Minuten reichen, in den das Öl die alte Tür zum Heizungskeller soweit geschmiert hatte, dass keine kreischenden Geräusche die Stille im Gebäude an der Otto-Grotewohl-Straße durchbrechen würden.

Er drückte die Klinke, zog die Türe vorsichtig auf ... und fiel in Annas Arme.

*

»Es ist aber saukalt bei Euch im Westen!«

Das waren Annas erste Worte gewesen, nachdem sie endlich die Oberfläche im Tiergarten erreicht hatten und sie aufgewacht war.

Die Flucht war problemlos vor sich gegangen. Anna hatte im Heizungskeller unmittelbar hinter der Türe auf ihn gewartet, hatte schweigend die Schlaftabletten genommen und sich in den Rollstuhl gesetzt. Nachdem sie eingeschlafen war, hatte Alexander sie durch den Bautunnel bis in den U-Bahnschacht geschoben, dort auf die Draisine geschafft und war dann mit ihr gen Westen geradelt.

Als sie endlich den roten Strich passiert hatten, hatte Alexander einen leisen Jubelschrei ausgestoßen, hatte sich zu Anna herumgedreht und der Schlafenden einen Kuss auf die Stirn gegeben. Den Rest des Weges war er dann wie in Trance gefahren.

Nachtrag:

Bis zum November 1989 blieb der Fluchttunnel unentdeckt. Die kleine Organisation, die Alexander von Löwenburg aufgebaut hatte und die aus seinen beiden engsten Freunden und – auf der Ostseite - dem Sohn von Martin Aschmanns Freund Edgar bestanden hatte, hatte es in den Jahren seit 1984 geschafft, Dutzende von Flüchtlingen durch die alten Tunnel in den Westen zu bringen.

Für Martin Aschmann, der 1988 verstorben war, ließ Alexander von Löwenburg nach dem Fall der Mauer eine Gedenktafel im Tiergarten anbringen.

5.

Lebenslinien brechen und winden sich neu (1990 - 2008)

Seinen 40. Geburtstag wollte Alexander eigentlich überhaupt nicht feiern, aber seine Lebensgefährtin ließ ihm keine Chance. Anna hatte gemeint, dass ein Mensch mit einem derart großen Freundeskreis einfach seinen runden Geburtstag zu feiern *habe*, Basta! Außerdem habe Alexander als erfolgreicher Anwalt in Berlin und, weitgehend unbekannt, als noch erfolgreicherer Fluchthelfer so vielen Menschen geholfen, dass es an der Zeit war, ihn angemessen zu ehren.

Doch in der Nacht vor seinem Geburtstag verschwand Alex spurlos und als Anna am Morgen aufgewacht war, hatte sie nur seinen leeren Schlafanzug auf dem Bett neben sich gefunden ...

Drei Tage später war Alex wieder aufgetaucht, konnte sich aber an Nichts erinnern und las fassungslos die Nachricht von Anna, die sie auf sein Bett gelegt hatte: »Hallo Alex. Ich weiß nicht, wo Du bist und wann Du wiederkommst, wenn überhaupt. Aber Du hättest mir wenigstens Bescheid sagen können, dass Du die Flucht vor Deinem Geburtstag antreten würdest. Deine Freunde und ich haben uns so große Mühe gegeben. Wir wollten Dir eine schöne Feier ausrichten und sind schwer enttäuscht über Dein Verhalten. Es wird eine Zeit brauchen, bis ich diesen Schock verdaut habe. Insbesondere, weil Du anscheinend kein Vertrauen mehr zu mir hast.

p.s.: Und danke, dass Du mich aus dem Osten herausgeholt hast und für die vielen schönen Jahre.

p.p.s: Vielleicht meld ich mich noch mal. Irgendwann ...«

*

Der Schock hatte tief gesessen! Alexander hatte zwar schon seit längerem bemerkt, dass sein Verhältnis zu Anna in den Jahren ihrer Lebensgemeinschaft abgekühlt war, aber er hatte das irgendwie für völlig normal gehalten.

Viel schlimmer als die Trennung von Anna war aber der Gedanke, dass er tatsächlich nicht wusste, was in den drei Tagen geschehen war, in denen er verschwunden war. Seit dem Abend vor seinem Geburtstag bis zu dem Morgen drei Tage später fehlte ihm jegli-

che Erinnerung! Er war ins Bett gegangen und drei Tage später wieder aufgewacht. Dazwischen war er verschwunden gewesen. Keiner wusste wo und am wenigsten er selbst.

Das ist eine verdammt beschissene Lage, in der ich mich jetzt befinde, dachte er und stieg in den Fahrstuhl. Im Keller des Appartementhauses ging er in seine Werkstatt und tat das, was er immer tat, wenn er nachdenken musste: Er baute an einer seiner Elektrogitarren herum.

Diesmal hatte es ihm eine Gibson Les Paul angetan - in einer sehr schönen Schattierung und mit goldenen Metallteilen. Die Lackierung nannte sich „Desert Burst“ und die Farbe verlief von Dunkelbraun am Rand bis zu einem hellen Sandton in der Mitte der Vorderseite. Weil die helle Lackierung auch noch transparent war, schien die Holzmaserung der Ahorndecke durch.

Ein wunderschönes Instrument!

Zwei Stunden später hatte er die Gitarre gereinigt, die Halsoberfläche geölt, die Saiten gewechselt und alles neu eingestellt. Er stöpselte die Gitarre in seinen Verstärker und spielte ein paar Takte alter Songs der Rolling Stones, der Who oder von AC/DC. Am Ende des Mittelteils von „Highway to hell“ stand sein Entschluss fest.

Dieses „Drei Tage weg“ war ihm schon mal passiert, damals im Sommer 1968. Er würde dem nachgehen und nach Westdeutschland zurückkehren. In seine Heimat.

*

Keiner hatte es so richtig verstanden, warum Alexander seinen gutbezahlten Job in der angesehenen Berliner Kanzlei am Bülowbogen aufgegeben hatte, seine schicke Eigentumswohnung in Charlottenburg verkauft und seinen historischen Mercedes Benz 280SE stillgelegt hatte. Noch viel weniger hätten es seine Freunde verstanden, wenn sie gewusst hätten, dass er auch seine teure Wohnungseinrichtung und seine edle HiFi-Anlage verkauft hatte und ihn jetzt nur noch seine Gitarren und seine Werkstatteinrichtung in einem Container nach Hause begleiteten.

Während der LKW mit dem Container schon vorausgefahren war, hatte sich Alex am vorigen Abend noch ausgiebig von seiner alten Wahlheimat Berlin verabschiedet und saß jetzt im weißen Intercity auf dem Weg zurück ins Ruhrgebiet. Für seine frühere Lebensgefährtin Anna hatte er in ihrer Stammkneipe ein paar Zeilen hinterlassen: »Liebe Anna. Es tut mir leid, dass ich so plötzlich verschwunden bin. Ich weiß nicht, was in den drei Tagen geschehen ist und wo ich war, aber das ist mir schon mal passiert, nämlich als ich gerade 18 Jahre alt war. Ich versuche das Warum und Wieso herauszufinden und bin deswegen zurück in meine Heimat. Vielleicht werde ich in dem Haus meiner Eltern wohnen, am Rhein in Duisburg-Laar oder irgendwo sonst im westlichen Ruhrgebiet. Meine Handynummer hast Du ja. Alex.«

Ein Geheimnis umgibt diesen Mann! Ich habe viele Jahre mit ihm zusammengelebt, aber dem Inneren von Alex bin ich aber nie näher gekommen. Alle die Jahre nicht. Aber ich will mich nicht beschweren; wir haben gute Jahre gehabt, nachdem er mich aus der DDR herausgeholt hat.

Alex hatte immer genug Geld, war voller Lebensfreude und konnte einen anstecken mit seinem grenzenlosen Optimismus.

Besonders dankbar bin ich ihm aber, dass er mich auf meinem beruflichen Weg unterstützt hat. Erst bei der Anerkennung meines DDR-Krankenschwesterexamens und dann bei der Zulassung zum Medizinstudium.

Aber dieser Mann wird von einem Geheimnis umgeben und ich kann noch nicht mal sagen, ob es ein positives Geheimnis ist oder ein Dunkles ...

Dr. med. Anna Agnes Schindellortz, frühere Lebensgefährtin von Alexander von Löwenburg.

*

Das alte Haus seiner Mutter hatte nach ihrem Tod 1987 leer gestanden und ein Nachbar hatte sich in Alex' Auftrag um Alles gekümmert. So war es nicht verwunderlich, dass Alex das Haus bei seiner Ankunft halbwegs in Ordnung vorfand, aber alles voller Staub und alter verbrauchter Luft war. Er riss die Fenster auf und nahm ein paar Züge der frischen Abendluft, die vom Rhein hinein kam. Dann legte er sich auf sein altes Bett und döste ein. Er schlief dort, halb angezogen, bis zum nächsten Morgen.

Was passiert mit Dir, Alexander von Löwenburg? fragte er sich insgeheim, als er am morgen in seinem Jugendzimmer aufgewacht war und sich später im Spiegel des Badezimmers betrachtete. *Du warst 1968 drei Tage weg und jetzt wieder? Zufall?* *Ach, was soll es denn sonst gewesen sein,* gab er sich selbst zur Antwort und schob die Gedanken zur Seite. Er schnappte sich seinen Rasierer und grinste seinen Spiegel an: *Aber für Deine 40 Jahre hast Du Dich verdammt gut gehalten, alter Mann.*

Diese Aussage galt für ihn und seinen Spiegel auch 10 Jahre später noch.

Alex hatte das Haus in Laar 1991 verkauft und war in den Süden der Stadt gezogen. Hier fehlte ihm zwar der Geruch und die nächtlichen Geräusche des Rheins, aber im Duisburger Süden gab es dafür viel Grün und freie Landschaft und außerdem gute Verkehrsverbindungen in alle Richtungen.

Alexander von Löwenburg hatte sich dort einer Anwaltskanzlei angeschlossen und arbeitete im Arbeits- und Tarifrecht. Nebenberuflich und ehrenamtlich war er darüber hinaus noch als Justitiar für den Landesbezirk einer großen Gewerkschaft des Öffentlichen Dienstes tätig.

*

Anders als zu seinem 40.Geburtstag ließ es Alex zu, dass seine neue Lebensgefährtin Hedi Markowa anlässlich seines 50. Geburtstags im Jahr 2000 eine große Feier plante. Unter dem Motto „... und kein bisschen leise“, lud sie über 100 Freunde und Bekannte ein, mietete das legendäre Parkhaus im Stadtpark von Meiderich, organisierte Essen und Trinken und engagierte zwei Bands aus Alexanders Jugendzeit, u.a. „ARACHNE“, die neue Band von Alexanders ältestem Freund, Ritchi Kleemann.

Die Feier war grandios gelaufen. Sogar seine alte Freundin Anna und ein paar seiner Freunde aus Berlin waren gekommen.

Der Höhepunkt des Abends aber war der Auftritt von ARACHNE. Die Band um Ritchi Kleemann spielte all die klassischen Rockstücke aus den wilden 60igern und den frühen 70igern, mit denen Alexander groß geworden war.

„Substitute“ und „My Generation“ von den WHO, „Allright now“ von FREE, „Get back“ und „All you need is love“ von den BEATLES und fast jeder Hit der STONES rissen das Publikum mit und als Ritchi Kleemann, der sich eine von Alexanders Stratocaster-Gitarren ausgeliehen hatte, zum Solo von Jimi Hendrix' „Hey Joe“ ansetzte, wurde es ganz still im Saal. Denn das, was Ritchi Kleemann bei diesem Stück aus der Gitarre herausholte, stellte alles in den Schatten, was man vorher von ihm gehört hatte!

Nach dem Ende des Stücks und dem Abflauen des Beifalls ging Alexander zu Ritchi auf die Bühne: »Grandios gespielt, Ritchi!«

Ritchi sah kurz auf und nickte nur. Er hatte Tränen in den Augen. Sprachlos und ehrfurchtsvoll starrte er die weiße Gitarre in seinen Händen an und gab sie Alexander wieder: »Das Solo hat sie fast von allein gespielt«, stammelte er und sah Alexander ratlos an.

»Kein Wunder«, grinste der, »die Strat kennt das Stück. Zuletzt hat es Jimi Hendrix auf ihr gespielt. Auf Fehmarn.«

Das hatte gesessen!

Ritchi Kleemann wurde blass, fiel auf die Knie, starrte die Gitarre in Alexanders Händen an und schaute dann ungläubig zurück auf seine Hände. Dann schüttelte er immer wieder seinen Kopf. Minutenlang ...

*

Eines Morgens saßen sie sich schweigend beim Frühstück gegenüber, als Hedi plötzlich aufsaß und leise sagte: »Du siehst so gut aus, wie immer, Alexander, aber ich altere mit jedem Tag neben Dir. Weißt Du ..., ich ertrage das nicht.«

»Unsinn!« antwortete Alex, »Du bist eine sehr schöne Frau, Hedi. Und Deine 55 Jahre sieht Dir wirklich keiner an.«

Hedi Markowa lachte. » Du bist jetzt schon 58 Jahre alt und siehst locker aus wie 40, Alexander Graf von Löwenburg. Du hast volles Haar ohne graue Schläfen, eine sportliche Figur, eine gute Gesundheit, volle Manneskraft ...«

»Das geht bald vorbei, Hedi«, lachte Alex, »Keine Sorge. Mit 60 ist bei Männern meistens Schluss mit der Manneskraft. Bei Frauen ja nicht ...«

»Ich weiß das, Alexander, aber es wird immer schwerer, an der Seite eines jugendlichen Mannes zu leben und mir jeden Monat die Haare zu färben ... «

»Aber ich liebe Deine langen roten Haare ...«, warf Alexander ein, doch Hedi übergang seinen Einwand und fuhr fort: »Ich führe ja auch ein eigenes Leben, habe ein gutes Einkommen und bin beruflich noch nicht am Ziel meiner Träume angekommen. Und damit komme ich zu dem, was ich eigentlich sagen wollte: Marcus Mayer aus New York hat mir ein interessantes Angebot gemacht. Ein Angebot, das ich eigentlich nicht ausschlagen kann ...«

»Du willst mich verlassen?« fragte Alexander mit einer Spur von Entsetzen in seiner Stimme. Hedi Markowa nickte traurig und sagte leise: »Ich habe es mir lange überlegt, Alexander. Wir leben jetzt über 17 Jahre zusammen und sind doch nie ein wirkliches Paar geworden. Wir haben jeder noch unsere eigenen Wohnungen, wir haben nie geheiratet, keine Kinder ...«

»Wir sind Lebensgefährten, Hedi und wir lieben uns doch«, widersprach Alex.

»Eher Lebensabschnittsgefährten, Alexander. Und dieser Lebensabschnitt geht so langsam dem Ende entgegen. Für mich jedenfalls.«

»Und wann *genau* endet unser gemeinsamer Lebensabschnitt?« fragte Alexander.

Hedi sah ihn lange an und sagte dann leise: »Im Herbst. Im Oktober kann ich meine Stelle in New York antreten - falls ich zusage. Und ich werde zusagen, falls Du nicht binnen Tagen gute und überzeugende Argumente lieferst, dass ich beruflich auf den Weg in die Spitze verzichten und lieber mit Dir zusammen alt werden soll. Und Liebe gilt nicht als Argument!«

»Aus Dir spricht die hochbegabte Unternehmensberaterin und Analystin. Wie soll ich da als einfacher Handwerker der Jurisprudenz gehalten werden?«

»Stell Dein Talent jetzt ja nicht unter den Scheffler«, antwortete Hedi wütend. »Ich habe auf Deinem Geburtstag mit Deiner alten Flamme Anna gesprochen und die hat mir haarklein erzählt, wie Du in den 80igern sie und andere Menschen aus der DDR herausgeholfen hast. Professionell und über Jahre.«

»Das heißt *Scheffel*, Hedi. *Scheffler* ist die Polizisten-Rolle in der Eifelkrimi-Serie, die gerade im Fernsehen läuft.«

»Was?« fragte Hedi.

»Die Redensart lautet: Man stellt sein Licht unter den *Scheffel*.«

»Und Deine Antwort lautet?« fragte Hedi, ohne auf Alexanders Bemerkung einzugehen.

»Welche Antwort?«

»Na, ob Du gute und überzeugende Argumente hast, dass ich beruflich auf den Weg in die Spitze verzichten und lieber mit Dir zusammen altern soll. Liebe gilt, wie gesagt, nicht als Argument.«

»Nein, Hedi, die habe ich jetzt nicht und die werde ich auch in einigen Tagen nicht haben. Du hast Recht, wenn Du sagst, dass wir schon etliche Jahre zusammen sind und doch nie ein wirkliches Paar geworden sind. Und ja, wir haben jeder noch unsere eigenen Wohnungen, weil wir unsere Unabhängigkeit liebten und lieben. Darum haben wir auch nie geheiratet und keine Kinder in die Welt gesetzt. Und wenn Du jetzt diese große berufliche Chance in den USA nutzen willst, dann werde ich Dir nicht im Weg stehen. Obwohl ich Dich liebe, aber auch, *weil* ich Dich liebe.«

Hedi sah ihn minutenlang schweigend an, dann stand sie auf, ging um den Tisch herum und küsste ihn: »Danke!«

*

Als der Tag des Abschieds gekommen war, hatte Alexander Hedi zum Hafen nach Hamburg begleitet, wo die QE 2, die QUEEN ELISABETH 2 auf sie wartete. Ganz stilecht und elegant würde Hedi mit dem Schiff nach New York reisen und dort nach ihrer Ankunft am 16. Oktober einen neuen Lebensabschnitt beginnen. Auch für das Schiff würde eine Ära zu Ende gehen: Nach über 800 Fahrten sollte diese Fahrt die letzte Atlantiküberquerung des legendären Ozeanriesen sein.

Am Abend seiner Rückkehr aus Hamburg ging Alexander ins Bad und sah in den Spiegel. Immer noch schaute ihn dieses jugendliche Äußere an, in das sich die Frauen so gerne verliebten hatten und das ihm auch beruflich viel genutzt hatte.

Er grinste. Schon oft hatten sich die gegnerischen Anwälte gewaltig in ihm getäuscht, in dem sie sein jugendliches Äußeres mit einer beruflichen Unerfahrenheit gleichgesetzt hatten. Sie hatten schlampig argumentiert und ihre Plädoyers waren schwach gewesen. Alex hatte dann mit seiner ganzen Professionalität und seiner großen Lebenserfahrung unerbittlich zurückgeschlagen und die Prozesse meistens gewonnen.

Er schnappte sich seine Zahnbürste und grinste seinen Spiegel an: *Für Deine 58 Jahre hast Du Dich wirklich gut gehalten, alter Mann.*

Als er mit dem Zähneputzen fertig war, fiel sein Blick auf das Foto an der Wand, das ihn und Hedi im Jahre 1991 zeigte. Er nahm das Foto von der Wand und hielt es neben sich. Dann sah er in den Spiegel. Zwischen dem Alexander des Jahres 1991 und dem des Jahres 2008 gab es äußerlich praktisch keinen Unterschied!

»Wahrscheinlich die guten Gene meines unbekanntes Vaters«, murmelte er, machte sich insgeheim aber schon ein paar Gedanken. Und konsequent wie er war, machte er etwas, was er seit Jahrzehnten nicht mehr getan hatte: Er besorgte sich einen Termin bei Dr. Haase, dem Internisten von Hedi.

*

»Mein lieber Dr. von Löwenburg ...«, begann der Arzt und kramte in dem Wust von Ausdrucken auf seinem Schreibtisch.

»Ich habe keinen Dokortitel, Herr Doktor«, widersprach Alexander, doch der Arzt wischte seinen Einwand harsch zur Seite: »Ich schenke Ihnen *meinen*, denn das, was ich hier sehe, widerspricht so ziemlich allen Erfahrungen, die ich und meine Kollegen je gemacht haben.«

»So schlimm?«, fragte Alex, doch Dr. Haase ging nicht auf seine Bemerkung ein. Er fragte:

»Sie haben mal geraucht?« Alex nickte betroffen.

»Und getrunken?« Wieder nickte Alex.

»Und wahrscheinlich auch Ihr ganzes Leben gut und deftig gegessen.«

»Auch das«, bestätigte Alex und machte sich schon Gedanken über sein anstehendes vorzeitiges Ableben. Vielleicht würde Hedi zu ihm zurückkehren und ihn pflegen, falls ihm jetzt eine lange und schwere Leidenszeit drohen würde.

»Sie sind gesund ...«

»Hä?«

»Für Ihr Alter und ihre mir geschilderte Lebensweise sind Sie so was von gesund ...; so gesund wäre ich auch gerne.«

»Ich verstehe nicht.«

»Mein lieber Graf von Löwenburg. Das hier ...«, er hielt ein Blatt hoch, »das ist Ihr EKG. So präzise und gleichmäßig wie ein Schweizer Uhrwerk. Oder, weil Sie ja auch Musiker sind, wie ein Metronom. Und das hier ...«, wieder hielt Dr. Haase ein Blatt hoch, »das sind Ihre Blutwerte. Links sind Ihre Werte aus dem Labor, daneben die me-

dizinischen Idealwerte. Fällt Ihnen etwas auf? Nein? Mir auch nicht! Alles im Rahmen! Und das mit 58 Jahren! Und jetzt kommen Sie mal mit zu den Röntgenaufnahmen.«
Dr. Haase war aufgestanden und trat an ein Gerät, das die Röntgenbilder hinterleuchtete.

»Das sind Ihre Röntgenbilder. Fällt Ihnen etwas auf? Nein? Mir auch nicht! Alles ist so, wie es sein muss. Nicht einmal ein kleines Überbeinchen, ein leicht verschobener Rückwirbel oder ein Hauch von einem Schatten auf der Lunge. Nix, niente, nothing ...«
»Und was ist mit meinem Aussehen, Herr Doktor, ich habe mich in 17 Jahren äußerlich fast gar nicht verändert?«

»Gute Gene, was weiß ich. Seien Sie doch froh darüber. Körperlich sind Sie jedenfalls völlig gesund und an Ihnen werde ich in naher Zukunft nichts verdienen können. Kommen Sie aber ruhig mal in 6 Monaten wieder vorbei.«

»Also ist doch etwas nicht in Ordnung ...?« fragte Alex, doch der Arzt winkte ab:

»Nein, nein. Nur zur Vorsorge und damit ich was verdiene.«

»Ach so«, murmelte Alexander und wollte schon gehen, aber dann besann er sich anders und wandte sich nochmals dem Doktor zu: »Das ist noch was, Herr Doktor. Nichts Konkretes, aber etwas, was mich wundert.«

»Ich höre«, sagte der Arzt.

»Manchmal hab ich das Gefühl, als wäre ich plötzlich weg gewesen«, sagte er vorsichtig. »Mir fehlen dann ein, zwei Tage. Wie bei einem Filmriss.«

»Ihre körperlichen Werte sind völlig in Ordnung, Graf. Die Durchblutung auch. EKG und EEG sind unauffällig. Gesundheitliche Gründe kann man also mit hoher Wahrscheinlichkeit ausschließen. War Alkohol oder so was im Spiel?«

»Eher „oder so was“, Herr Doktor«, antwortete Alexander.

»Gewisse Stimulanzen ...«, lächelte der Arzt, »... mögen unbekannte Nebenwirkungen haben. Vielleicht schützt sich Ihr Gehirn auf diese Weise; schaltet ab, bevor es Schaden nimmt.«

Alexander hatte sich mit dieser Erklärung zufrieden gegeben und sich verabschiedet. Er beschloss, den *Gewissen Stimulanzen* in Zukunft aus dem Weg zu gehen.

*

Am 21. März 2012 passierte es erneut. Und diesmal waren keine Stimulanzen oder Alkohol im Spiel gewesen.

Dass er weg gewesen war, merkte Alexander an dem anklagenden Blick seines Katers, mit der der seinen leeren Fressnapf musterte und einem anschließenden Blick auf den digitalen Kalender seiner Küchenuhr. Er war volle drei Tage weg gewesen! Doch diese Mal war so etwas wie ein Bild in seiner Erinnerung geblieben:

Zwischenspiel II

Alexander glitt durch ein Medium, das er nicht fühlen konnte. Wäre es Wasser gewesen, hätte er es gefühlt, aber dann hätte er darin nicht atmen können. War es aber Luft, dann hätte er fliegen können müssen und das konnte er, soweit er wusste, nur in seinen Träumen. Also war das jetzt ein Traum!

Aber es war ein faszinieren Traum, denn egal, wohin er blickte .., überall waren Sterne. Sie leuchteten hell, ungewöhnlich hell. Dazwischen war tiefschwarzes Dunkel. Nur an der Stelle vor ihm gab es keine Sterne ..., nur dieses Schwarz.

Er schwamm näher heran. Aus dem Tiefschwarz bildete sich jetzt eine Art Hocker. In dunkelgrau. Und auf dem Hocker lagen ungeordnet einige Worte. Alex erkannte nur ein paar von ihnen:

ERINNERUNG, FETZEN, AUFTRAG, GELEIT ...

Alexander gab dem Kater sein langersehntes Frühstück und machte sich selbst einen starken Kaffee. Dann setzte er sich an seinen PC, rief seine Mails ab und loggte sich ins Internet ein. Dort suchte er nach Beiträgen über Blackouts, Filmrisse und dergleichen, fand aber nur esoterisches Zeug oder abenteuerliche Geschichten aus Amerika, deren Glaubwürdigkeit offenbar an der Menge der Dollars zu messen gewesen war, die ein eifriger Presseemann der einsamen Hausfrau im Mittleren Westen dafür gezahlt hatte.

Alex fand nichts, was zu seiner eigenen Geschichte gepasst hätte.

6.

Die verlorenen Kinder

Ras Tschubai N'golo

»Mein Name ist Ras Tschubai N'golo. Ich trage den Namen eines berühmten Raumfahrers. Wenigstens glaubte ich das, bis mir meine Eltern gestanden, dass sie vor dem Bürgerkrieg gerne die Romane der Perry-Rhodan Serie gelesen hatten, woher sie auch meinen Namen und die passende Geschichte dazu hatten. Der Ras Tschubai der Perry-Rhodan-Serie ist ein Held gewesen und stammte aus dem Sudan, soll aber zu Forschungszwecken lange in meiner Heimat, dem Kongo, gelebt und gearbeitet haben.

Ich war 13 Jahre alt gewesen und wäre auch gerne ein Held geworden, als die Truppen der Mai-Mai mich holten. Meine Freunde und ich waren gerade aus der Schule gekommen, als wir die Schüsse der Kämpfer gehört hatten. Wir versuchten uns zu verstecken, doch die Milizen fanden uns. Mit Gewalt verschleppten sie uns in den Wald. Zwei Jahre lang konnten wir nicht in unsere Heimatstadt im Kongo zurückkehren. Meine Eltern habe ich nie wieder gesehen.

Mit einem Schlag hatte sich mein Leben verändert. Es gab keine Häuser, gar nichts mehr. Wir schliefen unter Bäumen und wurden nass als es regnete. Ich wollte weg. Ungedingt! Die Mai-Mai misstrauten mir und sperrten mich manchmal ein, damit ich nicht flüchtete. Sie gaben mir auch kein Gewehr, aber ohne fühle ich mich nicht sicher.

Es gab nur eine Möglichkeit an eine Schusswaffe zu kommen: Ich musste einen Feind umbringen und ihm die Waffe abnehmen. Ich musste töten, um sich für die Toten der eigenen Familie zu rächen. Ich musste töten, um nicht selbst getötet zu werden.«

Birgit Leclerc legte das Blatt zur Seite, auf dem sie notiert hatte, was der kleine Junge auf der Liege vor ihr gesagt hatte, als sie nach seiner Herkunft befragt hatte. Ras Tschubai N'golo schlief jetzt, nachdem sie ihm ein starkes Schlafmittel injiziert hatte, damit seine schweren Verletzungen in Ruhe ausheilen konnten.

Birgit Leclerc war keine Ärztin, aber sie leitete das kleine Krankenhaus in Kla'junga und wusste, dass die Zeit fast alle äußerlichen Wunden heilen würde; nur die Inneren nicht – die würden bleiben.

Ras Tschubai N'golo war einer von 30.000 Kindersoldaten gewesen, die in der blutigsten Phase des Kongokrieges gekämpft hatten. Über fünf Millionen Menschen waren seit 1998 an den Folgen des Krieges gestorben. Auch nach dem Abschluss der Friedensverhandlungen 2002 war immer noch kein wirklicher Friede im Land eingekehrt. Zu schmerzvoll waren die Erinnerungen an die Gräueltaten gewesen und eine Versöhnung zwischen Opfern und Tätern war unmöglich.

Birgit Leclerc wusste, dass viele ehemalige Kindersoldaten in ihren Heimatstädten nicht mehr willkommen waren. Bei den Kriegsparteien wurden sie nicht mehr gebraucht und ihre Familien waren wahrscheinlich tot. Auch in ihren Städten würde sie sich nicht mehr wohl fühlen. »Die Menschen wussten, dass es unsere Aufgabe gewesen war, Leute zu töten«, würde Ras Tschubai N'golo später in einem Interview der Deutschen Welle sagen. »Auf der Straße zeigten sie mit dem Finger auf mich und sagten: Der Junge da, der war Mai-Mai und er hat meine Familie getötet.«

So kam es, dass Ras Tschubai N'golo heimatlos geworden war und er würde weiterziehen, sobald seine Verletzungen ausgeheilt waren. Irgendwo in Afrika war immer Krieg und Soldaten wurden überall gesucht. Nur dort gab es für sie immer genug zu essen und immer genug von den Getränken und Pillen, die das Töten so leicht machten.

Birgit Leclerc schlief an diesem Abend mit dem Bild vor ihren Augen ein, in dem sich die unendliche Savanne wie ein vergilbtes Grabtuch über die Landschaft legte und sich die Gruppe der Kinder darin verlief. Kinder, die viel zu klein waren, um die schweren Sturmgewehre zu tragen und viel zu jung, um mit ihnen das zu tun, wofür der russische Konstrukteur Michail Kalaschnikow sie entworfen hatte, nämlich Menschen zu töten.

Ras Tschubai N'golo war einer von ihnen geworden. Er hatte viele Grausamkeiten gesehen und begangen. Er hatte das Blut seiner getöteten Gegner getrunken und war seitdem unfähig, ein normales Leben zu führen. Sein Aggressionspotential war unbändig hoch ...

Und irgendwo am Rande der Savanne würde ein Mann mit schwarzen Augen auf die Jungen warten und ihnen eine goldene Zukunft versprechen.

*

Gary Cornfield

Jack Cornfield hob sich aus seinem Schaukelstuhl und begann, ruhelos auf der Veranda seines Hauses auf und ab zu spazieren. Immer wieder nahm er sein Fernglas und spähte

in die Weite des Farmlands hinaus oder die Straße entlang, die irgendwann in der Ferne die Stadt Rochester erreichen würde.

»Siehst Du was?« fragte Vicky mit schluchzender Stimme.

»Nein, Frau«, murmelte Jack.

»Gary wird auch nicht mehr kommen. Er ist in dieses Irak gefahren«, jammerte die Frau, die jetzt ebenfalls auf die Terrasse des Farmhauses getreten war.

»Wenn schon, dann ist er in *den* Irak gefahren, Frau. Irak ist das Land, in dem unsere Soldaten für die Freiheit gekämpft haben.«

»Und jetzt hat er sich diesen verfluchten IS-Banditen angeschlossen, die unsere Soldaten umbringen. Und das nur, weil Sarana ihm den Kopf verdreht hat.«

»Unser Junge ist schon immer ziemlich labil gewesen, Frau«, murmelte der Vater resignierend. »Da fiel es Sarana und ihren Freunden leicht, unseren Gary für den Islam zu interessieren.«

»Aber musste er gleich konvertieren, Jack. War das nötig?«

»Für ihn schon, Frau. Ich hab ja versucht, ihn davon abzubringen. Hab stundenlange Gespräche mit ihm geführt. Keine Chance. Gary ist stur.«

»Genau wie sein Vater«, konterte Vicky Cornfield wütend, fing aber sofort wieder an zu weinen. »Ich will meinen Jungen wieder haben.«

»Die Maschine ging um zwei. Wenn er nicht geflogen ist, müsste er längst wieder hier sein.« Er nahm sein Fernglas hoch und suchte die Straße nach Rochester ab. Er schüttelte den Kopf: »Finden wir uns damit ab, dass er geflogen ist.«

»Aber Gary ist doch erst 15 und er hat doch gar keine Genehmigung von uns dabei. Die braucht er doch, wenn er ins Ausland will.«

»Normalerweise schon, Frau, aber es ist Spring Break und da reisen eine Menge Jugendliche ins Ausland. Da werden die Kontrollen nicht so scharf sein. Außerdem glaube ich, dass Sarana unserem Jungen einen falschen Pass besorgt hat. So wie die drauf war. Und ihre Freunde mit den Fusselbärten erst ...«

»Mit dem Mädels fing alles an. Als Sarana plötzlich mit diesem scheußlichen Kopftuch herum zu rennen begann, ist der Junge voll darauf abgefahren. Er aß plötzlich kein Schweinefleisch mehr und trank auch kein Bier. Dafür aber diese ständige Beterei ...«

»Wir haben alles getan, Frau. Wir haben mit Gary geredet und mit dieser Sarana. Zwecklos! Dann hab ich Sheriff Baker gefragt und der hat seinen Freund beim FBI angerufen. Nichts zu machen. Amerika ist ein freies Land.«

»Ich will meinen Jungen wieder haben«, stöhnte Vicky Cornfield.

Ihr Mann nickte nur und nahm seine ruhelose Wanderung über die Terrasse seines Hauses wieder auf. Hin und wieder griff er zum Fernglas und spähte in die Weite des Farmlands hinaus oder die Straße nach Rochester entlang.

Jahre später:

Die Mordbrigaden des Islamischen Staates waren geschlagen. Ihre Kämpfer flüchteten in die Berge des Irak und nach Afghanistan. Gary Cornfield war einer von ihnen geworden. Er hatte viele Grausamkeiten gesehen und begangen. Er hatte Frauen und Kinder mit dem Schwert getötet und war seitdem unfähig, ein normales Leben zu führen. Sein Aggressionspotential war unbändig hoch ...

Und irgendwo in den Bergen des Irak würde ein Mann mit schwarzen Augen auf die Jungen warten und ihnen eine goldene Zukunft versprechen.

7.

Die Rede (2016)

Alexander rannte die Nottreppe der Staatskanzlei herunter und schaffte es gerade noch, seine kurze Sporthose überzustreifen, ehe er die Pfortnerloge des gläsernen Bürohauses passierte, wo ihn der Pfortner zwar abschätzend musterte, sonst aber nichts unternahm. Das würde er vielleicht erst später tun, wenn jemand aus den oberen Etagen Alarm geben würde, weil eine der Reinigungskräfte eine unbekannte Person in den Schaltzentralen der Macht gesehen hatte, die dort nichts zu suchen gehabt hatte. Aber da würde Alexander schon in den Weiten der Tiefgarage verschwunden sein.

Alexander wusste aber, dass Polizei und Sicherheit in weniger als einer Stunde vor den Monitoren der Überwachungszentrale der Staatskanzlei sitzen und seinen Weg durch die Etagen der Tiefgarage optisch nachvollziehen würden.

Er gratulierte sich zu seiner Entscheidung, nicht mit dem eigenen Wagen gekommen zu sein, denn dann hätte man ihn anhand des Kennzeichens kurzfristig ermitteln und spätestens am Nachmittag einer unangenehmen Befragung unterziehen können. Aber so würde man auf den Monitoren nur einen durchtrainierten Jogger sehen, der das Haus durch die auch für die Öffentlichkeit zugängliche Tiefgarage verließ und in Richtung Innenstadt trabte.

Aber heute schien das Glück Alexander von Löwenburg verlassen zu haben oder zumindest ein wenig abwesend oder unaufmerksam geworden zu sein. Zwei Sicherheitsleute waren auf ihn aufmerksam geworden, als er die Tiefgarage verließ, obwohl er sich große Mühe gab, dabei wie ein harmloser morgendlicher Jogger zu wirken.

»He, Sie da«, rief der eine der Beiden ihm zu und straffte die Leine seines belgischen Schäferhunds, der darauf mit einem so hasserfüllten Knurren antwortete, dass Alexanders Bewegungen sofort einfroren: »Ja bitte?«

»Was machen Sie hier?«

»Joggen.«

»In Straßenschuhen ...?«

Alexander sah an sich herunter. Das blütendweiße Unterhemd, die schwarze Sporthose und ..., oh. In der Eile hatte er es wohl versäumt, seine Laufschuhe aus dem kleinen Edel-Rucksack zu holen und war stattdessen in die braunen Straßenschuhe geschlüpft, die nicht sehr weit vom Ort seiner Tat auf seinen Träger gewartet hatten - bereit immer dann loszulaufen, wenn der Träger es wollte oder musste.

»Mmmh ...«

»Unbequem.«

»Ja, ein wenig. Muss die Schuhe einlaufen und morgens sind die Füße nicht so dick«, sagte Alexander. Der Mann der Security-Firma lachte leise und auch der große belgische Schäferhund schien seiner Ausrede Glauben zu schenken.

»Noch einen schönen Morgen.«

»Danke. Ihnen auch«, sagte Alexander und trabte weiter.

*

Am Nachmittag des Tages hatte sich Alexander vor seinen TV-Empfänger gesetzt und verfolgte die Sitzung im Landtag.

Die Ministerpräsidentin hatte den ersten Teil ihrer Regierungserklärung bereits hinter sich und näherte sich jetzt den Stellen, die durch Alexanders Hände gegangen waren. Niemand hatte etwas bemerkt. Noch gestern Abend hatte die Ministerpräsidentin den Wortlaut der Rede so akzeptiert, wie Susanna von Brückwart sie ihr geschrieben hatte. Susanna hatte das Manuskript auf ihrem gläsernen Schreibtisch liegen lassen und auf Alexander gewartet, der die Büroflicht betreten hatte, kurz nachdem die Ministerpräsidentin ihre gläserne Residenz verlassen hatte.

Alexander war Susanna in das kleine Appartement hinter ihrem Büro gefolgt, wo sich die beiden Liebenden lange und intensiv umeinander gekümmert hatten. Schließlich war Susanna eingeschlafen und er war zurück in das Büro gegangen und hatte dort ein paar kleine und auf den ersten Blick unbedeutende Änderungen an dem Rede-Manuskript vorgenommen: Hier ein anderer Begriff, dort eine andere Zeitlinie und hier und da eine andere Betonung. Die Ministerpräsidentin würde während des Vortrages nichts von den Änderungen bemerken, aber die Wirkung ihrer Worte würde ein wenig anders sein ...

Alexander war zufrieden mit seinem Werk gewesen und hatte sich anschließend wieder zu Susanna gelegt. Gegen 5 Uhr hatte ihn der Wecker des Smartphones aus seinen Träumen geholt. Er war aufgestanden, hatte der schlafenden Susanna noch einen Kuss auf die Wange gedrückt und war aus ihrem Appartement geschlichen. Vorne in ihrem Büro wollte er gerade sein Hemd anziehen, als eine Reinigungskraft plötzlich in der Tür stand: „Wer sind Sie und was machen sie hier?“

Alexander hatte gerade noch genug Zeit gehabt, in seine Schuhe zu springen und seinen Rucksack an sich zu nehmen. Susanna würde das später ganz sicher aufklären können, aber faktisch hatte er sich unbefugt im Sicherheitsbereich der Staatskanzlei aufgehalten und es würde in Kürze einen Alarm geben.

Ja, das war knapp gewesen, dachte sich Alexander und widmete sich wieder seinem TV-Gerät:

» ... komme ich nunmehr zu den Zielen unserer Regierung für die zweite Hälfte der Legislaturperiode ...«, tönte es aus dem Fernseher. Alexander streckte sich zu der Fernbedienung und erhöhte die Lautstärke. Gleich würden die ersten kleinen Änderungen kommen.

*

Der Beifall für die Rede der Ministerpräsidentin war wie erwartet ausgefallen: Überschwänglicher Jubel bei den Abgeordneten der Koalition und eisiges Schweigen auf den Bänken der Opposition.

Erst später war den Strategen der Ministerpräsidentin beim Studium der Aufzeichnung aufgefallen, dass einige Abgeordnete der eigenen Partei nicht so spontan in Jubel verfallen waren, wie sie es üblicherweise taten und auch die Bravo-Rufe und das rhythmische „Ma-ri-a-nne“ waren deutlich bescheidener ausgefallen, als noch nach der letzten Regierungserklärung. Sachlich sei die Rede ja ganz toll gewesen, meinte der Parteivorsit-

zende in privater Runde beim abendlichen Bier, aber Marianne sei irgendwie nicht so richtig ´rübergekommen

Und weil das Votum der befreundeten Presse auch nicht so positiv ausgefallen war, begann in den Reihen der großen Regierungspartei ein leises Munkeln; zunächst nur in den Ortsvereinen und an den Biertischen, später dann auch an den Kaffeetischen im Foyer der Parteitage.

Dieses „nicht so richtig rüberkommen“ setzte sich in den folgenden Wochen und Monaten fort. Zwar war Marianne Herzog bei ihren eigenen Parteifreunden immer noch sehr beliebt, aber außerhalb der Mitte-Links-Koalition mehrten sich die fragenden Seitenblicke, wenn die Ministerpräsidentin stets freundlich in die Kameras schaute, während ihre Ministerinnen und Minister munter dabei waren, die Bürger zu gängeln und zu bevormunden, wo sie nur konnten. Das strikte Rauchverbot in den Traditions-Kneipen des Reviers, die ständigen Aktionstage gegen sogenannte „Raser“, die misslungenen Basteleien am Schulsystem und Blindheit der Regierenden vor den Überfremdungs-Ängsten ihrer Bürger taten ein Übriges, den Stern von Marianne Herzog immer mehr sinken zu lassen.

Den Todesstoß, was die Sympathiewerte der Ministerpräsidentin anging, versetzte ihr aber eine Aktion, an deren Planung Alexander ebenfalls beteiligt gewesen war.

Die Ministerpräsidentin hatte einem Großteil der Beamtinnen und Beamten eine Gehaltserhöhung mit der Begründung verweigert, das Land müsse dringend sparen. Weil es gerade einmal um 2% oder um rund 60 Euro im Monat gegangen war, erregte eine gleichzeitige Erhöhung der Abgeordnetendiäten um den zehnfachen(!) Betrag den Unmut der Beschäftigten umso mehr.

Die Gewerkschaften tobten und so war man dem Vorschlag des Gewerkschafts-Justitiars Alexander von Löwenburg gerne gefolgt, der Ministerpräsidentin den Unmut der betroffenen Kollegen plakativ und deutlich, insbesondere aber im Beisein von Presse und Fernsehen zu zeigen – zum Beispiel dann, wenn die Kollegen der Polizei zum Personenschutz abkommandiert waren. Natürlich hatten die Polizeibeamten die Ministerpräsidentin weiterhin beschützt, aber es fielen während der sichernden Begleitung einige böse Worte des Protestes, die auch die Mikrofone der TV-Sender erreichten. Ausschlaggebend war jedoch die wütende und arrogante Reaktion von Frau Herzog auf diese Vorwürfe, die so gar nicht zum Bild einer warmherzigen Landesmutter passen wollten.

Als Alexander von Löwenburg die Bilder im Fernsehen sah, lächelte er: »Menschlichkeit und Kümern waren immer eine Stärke von Mariannes Partei; damit hat die Partei einst sagenhafte 70% im Revier geholt, aber wenn die Menschen an der Spitze der Macht nur eine Spur Arroganz fühlen, dann wenden sie sich ganz schnell ab.«

Und so kam es, dass es bei der nächsten Wahl nicht mehr für Marianne Herzog und ihre Mitte-Links-Koalition reichte.

Und wenn man genau hinsah, dann konnte man im Hintergrund der Wahl-Berichterstattungen einen lächelnden Alexander von Löwenburg sehen, der sich zufrieden seine Hände rieb. Und nicht weit von ihm entfernt stand ein Mann mit dunklen, fast schwarzen Augen.

8.

Alexander von Löwenburg (2018)

Der Kamelhaarmantel, ein sündhaft teures Geschöpf des italienischen Schneidermeisters Vitario Battucci aus Neapel, hüllte den 1,85 großen Mann hinter den Reihen der Blitzlicht-Brigade in genau jene Form von Anonymität, die der Mann so schätzte und aus der er so ungern hervortrat. Auch heute genoss er den Ruhm seines Schützlings, der keine zehn Meter vor ihm im Licht der Scheinwerfer und der zuckenden Blitzer der Presse-Horde stand. Sein eigener Anteil am Erfolg seines Schützlings war wie immer hoch, aber durch einen ansehnlichen Betrag auf seinem Konto auch mehr als ausreichend entlohnt.

Alexander von Löwenburg wandte sich ab und winkte ein Taxi aus dem Hintergrund herbei. Eigentlich waren ihm Taxifahrten immer zu teuer gewesen, aber so ein Taxi bot nun mal eine der wenigen akzeptablen Möglichkeiten, sich unauffällig und unerkannt vom Ort des Geschehens zurück zu ziehen.

Er gab dem Taxifahrer den Flughafen als Ziel vor und lehnte sich zufrieden zurück. Sein Schützling war jetzt auf dem Weg, der neue Star am Politikerhimmel zu werden. Elegant und doch burschikos, gleichzeitig eloquenter Gesprächspartner der Einflussreichen und doch Traum-Schwiegersohn fast jeder Mutter im Lande. Seinem Schützling würden die Wählerstimmen nur so zufliegen. Und irgendwann in naher Zukunft wäre dann der richtige Mann an der richtigen Stelle.

Am Flughafen angekommen, verließ Alexander von Löwenburg das Taxi und betrat gemessenen Schrittes das Flughafengebäude. Im Inneren ging er jedoch nicht in die Abflugebene, sondern ließ sich von der Rolltreppe nach oben zu der Schwebebahn bringen, die das Flughafengebäude mit dem nahen Bahnhof verband. Dort würde er in den Nahverkehrszug einsteigen und zu seiner Wohnung in der Nachbarstadt fahren.

In der Landeshauptstadt hatte er nur ein modern eingerichtetes Appartement. Dort wohnten sein Namensschild und sein Krokokoffer. Und gelegentlich auch sein Kamelhaarmantel.

*

Das leise Klicken der kristallklaren Eiswürfel in den beiden Whiskygläser auf dem Tisch erinnerte Alexander wehmütig an die vielen gemütlichen Abende mit seinen Kommilitonen in ihrer Wohngemeinschaft. Auch das indirekte Licht der beiden Stehlampen und die leise Musik aus den teuren Lautsprechern ergänzten das Ambiente des behaglich eingerichteten Wohnzimmers zu einem stilvollen Ganzen. Alexander nahm sein schweres Kristallglas in die Hand, blickte kurz durch die goldgelbe Flüssigkeit auf seinen Gesprächspartner und prostete ihm zu. Der andere Mann in dem Raum erhob ebenfalls sein Glas und erwiderte den Gruß.

»Seltsame Dinge gibt es ...«, begann der Mann. »Man sagt, Sie können den Dingen eine Seele geben. Auch den toten Dingen.«

Alexander zog die Schultern hoch und antwortete ausweichend: »Ich habe mal eine Künstlerin aus Essen kennengelernt, die konnte ihren Bildern etwas Heilendes verleihen – sagte sie jedenfalls.«

»Hat es denn gewirkt?«

»Weiß ich nicht. Ist jedenfalls keiner ernstlich krank geworden, seit die Bilder zuhause hängen.« *Und ich sehe mit meinen 68 Jahren auch immer noch verdammt jung aus. Liegt das evtl. auch an diesen Bildern?* fügte er in Gedanken hinzu.

»Kommen wir zum Thema«, sagte Alexander. Der schlanke und mittelgroße Mann mit dem jugendlichen Aussehen und der modischen Kurzhaar-Frisur nickte und fiel gleich mit der Tür ins Haus: »Sie und ich ... und vielleicht noch ein paar Andere; wir sind manchmal und unregelmäßig bis zu drei Tagen abwesend. Wenn wir zurück sind, wissen wir nicht, wo wir waren und was passiert ist.«

Alexander nickte bedächtig und sein Gegenüber fuhr fort: »Ich gehe mittlerweile davon aus, dass wir in diesen Tagen von Irgendwem Aufträge erhalten und Aufgaben aufgetragen bekommen.«

»Aufträge?« fragte Alexander überrascht.

Sein Gegenüber zog bedächtig an seiner Pfeife und fuhr fort: »Ich habe das Ganze analysiert. Jedes Mal, wenn ich eine dieser ..., ich nenne sie mal *Auszeiten* ..., also wenn ich diese Auszeiten hatte, dann hat sich meine Lebensorientierung geändert. War ich vorher ein großer Tennis-Fan, dann habe ich mich plötzlich auch für Fußball interessiert. Oder für klassische Musik, die mir vorher ein Gräuel war. Und immer habe ich in diesen neuen Lebensbereichen eine Aufgabe gefunden. Etwas, was unbedingt getan werden musste. Jemandem helfen oder Jemanden stoppen - je nachdem.«

»Wir werden also irgendwie manipuliert, meinen Sie?«

»Man kann es so nennen, aber es klingt mir zu negativ. Denn wenn ich auf mein Leben zurückblicke, dann waren es immer Dinge, die ich von meinem Naturell aus auch getan hätte, wenn ich darauf aufmerksam geworden wäre. Ich folgere daraus, dass man mich nicht manipuliert, sondern mich vielmehr mit der Nase auf etwas gestoßen hat. Ich habe einen sehr starken Sinn für Gerechtigkeit, müssen Sie wissen. Und manchmal musste ich einfach eingreifen. Als Privatmann und auch als Polizist. Außerdem zählt Fairness für mich sehr viel und auch Vertrauen.«

»Aber wer könnte der Auftraggeber sein und welche Aufträge sind das? Und warum?« fragte Alexander.

»Ich weiß es nicht. Ich stehe noch ganz am Anfang meiner Ermittlungen. Ich war ja, wie Sie wissen, Kriminalbeamter und kenne mich ein wenig aus. Ich weiß zum Beispiel ziemlich genau, welche Rolle Sie bei dem Sturz der früheren Ministerpräsidentin gespielt haben, Alexander Graf von Löwenburg. Sie haben irgendwas mit der Rede gemacht. Was genau, weiß ich nicht, aber ich vermute, es liegt an ihren besonderen Fähigkeiten. Fähigkeiten, die ich nicht habe. Aber ich habe dieses Bild im Kopf, wo ich durch einen Sternenmeer schwimme, auf einen Hocker zu, auf dem Worte abgelegt sind ...«

»Ich habe diese Bilder auch und deswegen habe ich den Kontakt zu Ihnen gesucht, Herr Brand. Weil Sie im Internet darüber schrieben. Ich bin im Traum ja auch durch so ein Sternenmeer geschwommen.«

»Und kein Psychologe konnte mir diesen Traum je erklären«, antwortete der pensionierte Kriminaldirektor.

»Ich habe da ebenfalls keine Erklärung für gefunden. Ein normaler Traum war es jedenfalls nicht«, sagte Alexander, nippte an seinem Whisky und fragte: »Irischer?«

Holger Brand nickte nur und Alexander fuhr fort: »Wenn es an den Fähigkeiten liegen sollte, die wir so haben, dann sind Sie als großartiger Kriminalist bekannt. Ihre Fachbücher sprechen für sich.«

»Sie haben sie gelesen?«

»Einige. Zum Teil während meines Studiums.«

»Sie sind Jurist«, konstatierte der Kriminalbeamte.

»Und Handwerker, ehemaliger Fluchthelfer und noch so Einiges.«

»Und Strippenzieher«, ergänzte der Mann, in dessen Wohnung sie zusammen saßen.

»Ein früherer Kollege von mir, der noch aktiv ist, schilderte Sie als sogar als ziemlich genial in dieser Hinsicht.«

»Sie haben Erkundigungen über mich eingeholt?« erwiderte Alex und lächelte.

Der Mann fuhr sich mit der Hand durch die grauen Haare, die er nach einer Mode aus den späten 50er Jahren stoppelkurz trug und antwortete: »Natürlich. Ich weiß zum Beispiel, dass Sie in ihrer Zeit als Fluchthelfer Leute aus der DDR geholt haben, die heute eine wichtige Rolle spielen. Henni von Winters zum Beispiel. Die Biochemikerin steht in diesem Jahr auf der Liste der Nobelpreis-Kandidaten ganz oben.«

»Ich erinnere mich an Henni«, sagte Alexander. »Eine sehr schlanke, fast schon asketische Frau. Kurze mittelblonde Haare. Nicht gerade hübsch, aber mit einer großen positiven Ausstrahlung. Und da war noch der Freund der Winters, dieser Hans Heinze ...«

»Mittlerweile *Doktor* Hans Heinze«, unterbrach ihn der Kriminalist. »Dr. Hans Heinze hat in Berlin Medizin studiert und leitet heute das Bundeswehrkrankenhaus in Koblenz. Eine Koryphäe auf dem Fachgebiet der Zellforschung.«

Die beiden Männer hatten sich noch einen Menge zu erzählen und als Alexander von Löwenburg sich am späten Abend von Holger Brand verabschiedete, war nicht nur die Pfeife des Kriminalisten erkaltet, sondern auch die Flasche irischen Whiskys leer.

Alex ließ sich ein Taxi rufen und machte sich auf den Weg nach Hause. Dort angekommen, gab er dem Kater sein Abendessen und setzte sich in seinen Sessel ...

Zwischenspiel III

Wieder glitt Alexander durch ein Medium, das er nicht fühlen konnte. Wäre es Wasser gewesen, hätte er es gefühlt, aber dann hätte er darin nicht atmen können. War es aber Luft, dann hätte er fliegen können müssen und das konnte er, soweit er wusste, nur in seinen Träumen. Also war das jetzt ein Traum!

Aber es war ein faszinieren Traum, denn egal, wohin er blickte .., überall waren Sterne. Sie leuchteten hell, ungewöhnlich hell. Dazwischen war tiefschwarzes Dunkel. Nur an der Stelle vor ihm gab es keine Sterne ..., nur dieses Schwarz.

Und es sprach eine sonore Stimme zu ihm, die irgendwo zwischen den Sternen zu schweben schien:

»Es gibt rd. 7,5 Milliarden Menschen auf der Erde und einer dieser Menschen bist Du. Möchtest Du Papst werden, dass musst Du zu den rd. 1,3 Milliarden

Katholiken gehören – genauer gesagt zu den rd. 650 Millionen *männlichen* Katholiken. Eine weitere Voraussetzung, Papst zu werden, ist, dass Du von einem Kollegium gewählt wirst, das aus rd. 100 Kardinälen besteht, die von dem amtierenden Papst aus rd. 400.000 geweihten Priestern ausgewählt wurden. Dieses Konklave wählt aber meistens einen Papst aus den eigenen Reihen, obwohl jeder männliche Katholik eigentlich zum Papst gewählt werden könnte. Eigentlich ..., aber mal ehrlich ..., große Chancen hast Du nicht gerade.

Aber Du hast die Gabe, den *toten Dingen* eine Seele einzuhauchen, Alexander von Löwenburg. Und wenn Du diese Gabe richtig und an den richtigen Stellen einsetzt, könntest Du durchaus Papst werden. Aber warum solltest Du? Du hast eine andere Aufgabe und die ist vielleicht sogar wichtiger als die eines Papstes!«

Drei Tage später ...

Da war er wieder! Dieser furchtbar anklagende Blick seines Katers! Alexander erhob sich mühsam und gab dem Kater Futter. Dann griff er zum Telefon und wählte die Nummer von Holger Brand, aber der Kriminalist meldete sich nicht.

Alex überlegte. Es war also schon wieder passiert! Aber diesmal hatte er ein paar mehr Fetzen seiner Erinnerung behalten und konnte sich schemenhaft an weitere Dinge des seltsamen Traums erinnern. Und an etwas, was ihn irritierte, denn diesmal war er nicht allein durch das Meer der Sterne geschwommen.

Es war eine Frau neben ihm gewesen; manchmal so nah, dass er sie fast hätte berühren können, dann wieder weit weg und unerreichbar ...

Die Frau hatte ihm ein paar Worte zugerufen, die er nicht alle verstanden hatte, aber er hatte den Dialekt sehr gut erkannt: Wienerisch.

Alexander ahnte, dass die Frau Teil seiner Geschichte sein würde und dass er sie finden musste. Aber er fragte sich, wie er jemanden finden sollte, von dem er nichts weiter wusste, als dass es sie gab - vielleicht irgendwo in Österreich.

9.

Wien

Auf dem Platz vor dem Stephansdom schoben sich schon am Nachmittag die Touristenmassen hin und her. Jeder schien bemüht, einen guten Platz für den abendlichen Blick auf den Dom zu erhalten, wo man die besondere Symphonie des Abendlichts einfangen konnte, die zwischen den Ornamenten des 136 Meter hohen Kirchturms hin und her spielte und sich beim Sonnenuntergang zu einer gewaltigen Kaskade des Lichts aufschaukeln würde - mit einem gigantischen rot leuchtenden Finale auf den südlichen Kirchendach, wo die Dachziegel das Muster des kaiserlich-österreichischen Doppelkopfadlers bildeten.

Durch das Stimmengewirr der Touristen klangen vereinzelte Rufe und Peitschengeknall von Fiakergespann-Fahrer, die mit ihren Fahrgästen ebenfalls auf der Suche nach den schönsten Plätzen waren.

Alexander von Löwenburg und Holger Brand lehnten sich in das weiche Lederpolster „ihres“ Fiakers zurück und betrachteten das Bild in Holger Brands Händen, das die Kriminaltechniker des Landeskriminalamtes nach Alex' Angaben erstellt hatten. Es zeigte das Gesicht einer Frau, etwa Mitte 40 und mit schulterlangen dunklen, fast schwarzen Haaren.

»Schon erstaunlich, was Ihre Ex-Kollegen da gezaubert haben«, meinte Alex, »immerhin habe ich das Gesicht der Frau nur ganz kurz gesehen.«

»Ihre Angaben haben jedenfalls ausgereicht, dass unsere Spezialisten danach ein Bild erstellen konnten, mit dem ich die Gesichtserkennungssoftware auf meinem PC füttern konnte«, antwortete der pensionierte Kriminalbeamte. »Und einen von den drei möglichen Treffern, die wir auf den Social-Media-Plattformen im Großraum Wien hatten, werden wir gleich zu Gesicht bekommen. Dank meiner netten österreichischen Kollegen wissen wir, dass Fräulein Ninette in Wien einen Fiaker kutschiert und wie „unser“ Kutscher, der Herr Franzl ...«, er zeigte nach vorne, »... weiß, tut sie das meist hier auf dem Stephansplatz.«

»Do kommts eh scho«, rief der Herr Franzl von vorne und zeigte auf einen Fiaker, der gerade auf den Stephansplatz einbog. Die offene schwarze Kutsche wurde von einem Schimmel gezogen und auf dem Kutschbock saß eine schlanke Frau mit langen dunklen Haaren. Weil sowohl Alex als auch der Kriminalist zu ihr hinüber sahen, wurde die Frau auf sie aufmerksam.

Aber nicht nur die Frau wurde auf die Beiden aufmerksam, auch ihr Fahrgast, ein Mann unbestimmbaren Alters, mit dunklen, fast schwarzen Augen, schaute interessiert zu ihnen hinüber.

»Wos host do fia Gäst, Franzl?« fragte sie in breitestem Wienerisch. Der Herr Franzl zog die Schultern hoch und antwortete: »Pief ..., äh Deutsche. De suchn Di.«

»Mi?« fragte die Frau in reinem Hochdeutsch, aber Alex winkte ab und zeigte ihr das Foto. »Nein, aber sie sieht Ihnen ähnlich, gnädige Frau.«

»Scho ...«, antwortete die Frau, die sie als Ninette kannten, »oba des bin net i.«

Dann sah sie erneut auf das Bild, das Alex ihr hinhielt und bemühte sich um Hochdeutsch: »Aber ich kenn de. Des könnt die Birgit sein, die von den Hundertwasser Leuten.«

»Danke«, sagte Alex und lächelte. »Zum Hundertwasser-Haus wollen wir als Nächstes. Können Sie uns hinfahren, Herr Franzl?«

»Des is zu brada fias Pferd. Nehmans liaba die Tramwei«, antwortete „ihr“ Kutscher. Holger Brand nickte und stieg von der Kutsche. Er ging nach vorn und bezahlte Herrn Franzl die vereinbarte Summe für die Fahrt vom Hotel bis zum Stephansplatz. Dann nickte er der Kutscherin Ninette zu: »Danke für den Tipp.«

Auch Alexander nickte der Frau freundlich zu. Er hatte mittlerweile seinen Reiseführer aus der Tasche gezogen und zeigte auf ein Foto des bunten Hundertwasser-Hauses:

»Hier steht: Wir müssen mit der Linie 1 bis zur Station Hetzgasse fahren.«

Als sie in der Straßenbahn saßen, nahm Alexander den Reiseführer und las Holger Brand den Artikel über das berühmte weltberühmte Hundertwasser-Haus vor: »Das Hundertwasserhaus in Wien trägt unverkennbar die Handschrift des Künstlers Friedensreich Hundertwasser, der mit bürgerlichem Namen Friedrich Stowasser hieß. Die mit vielen bunten Farben verzierte Außenfassade des Hundertwasserhauses in Wien zieht die Blicke geradezu magisch an. Wer im Hundertwasserhaus wohnt, hat zudem das Recht, die Fassade rund um die Fenster ganz nach dem eigenen Geschmack zu gestalten. Mehr als 200 Bäume und Sträucher auf den Balkonen und Dachterrassen machen aus dem Hundertwasserhaus eine grüne Oase mitten in der Stadt. Das Hundertwasserhaus ist lediglich von außen zu besichtigen.

Gleich gegenüber dem Hundertwasserhaus befindet sich das Hundertwasser Village, das besichtigt werden kann. Es entstand 1990-1991 aus einer Reifenwerkstatt. Der Künstler gestaltete hier sein einzigartiges Einkaufszentrum mit einem "Dorfplatz", einer Bar und zahlreichen Geschäften im typischen Hundertwasser-Stil.«

»Und unsere Kandidatin Nr. 2 arbeitet dort in einem der Andenkenläden«, ergänzte der Kriminalist. »Sie heißt Birgit Leclerc und ist eine geborene Deutsche.«

An der Haltestelle „Hetzgasse“ verließen die beiden Männer die Straßenbahn und wechselten die Straßenseite. Vor ihnen, an der nächsten Kreuzung und noch ca. 100 Meter entfernt, lag das bunte Hundertwasserhaus. Seine farbenprächtigen Balkone und seine elegant geschwungenen Fassadenelemente bildeten einen scharfen Kontrast zu der sonstigen Einheitsarchitektur dieses Wiener Viertels.

»Ich habe in Essen einen Balkon gesehen, den dieser Friedensreich Hundertwasser mal gestaltet hat, aber das hier ..., ein ganzes Haus ..., eher ein Wohnblock - das schlägt alles«, sagte Alexander.

»Nach links, in die Seitenstraße. Da geht's noch weiter«, antwortete der Kriminalbeamte. »Da liegt auch der Souvenir-Shop, wo unsere Nr. 2 arbeitet.«

Die beiden Männer hatten die Straßenecke erreicht und gingen in die Seitenstraße hinein.

Den Souvenir-Laden im hinteren Teil des Hundertwasserhauses entdeckten sie erst auf den zweiten Blick, denn das kleine Verkaufsgeschäft war architektonisch gut in das Gesamtkunstwerk „Hundertwasserhaus“ eingepasst.

Alexander zog die Tür auf, ließ Holger Brand vorgehen und betrat dann den Laden. Er sah sich um. Links und rechts reihte sich Regal an Regal, alle voll mit Postkarten und kleinen und großen Modellen des Hundertwasserhauses. Auch der übliche Tand, den man Touristen andrehen konnte, fehlte nicht: Aschenbecher, bedruckte Kaffeetassen und diverse Likörfläschchen.

Das besondere Interesse des Kriminalisten hatte aber ein Koffer geweckt, in dem Farbtöpfe, Pinsel und Spachtel anscheinend auf jenes unbekanntes Genie warteten, das seinen eigenen Balkon entsprechend dem Hundertwasserschen Vorbild gestalten wollte. Dabei sollte auch das Buch: „Hundertwassern leichtgemacht“ helfen, das obenauf lag.

»Was kostet so was?« fragte Holger Brand und die Frau, die bisher hinter ihrer riesigen alten Registrierkasse im Hintergrund des Raumes verborgen war, sah auf. Als sie Alexander sah, zuckte sie zusammen: »Du?«

Auch Alexander hatte sie auf den ersten Blick erkannt!

»Frau Birgit Leclerc«, konstatierte Holger Brand.

»Fräulein, bitte. I bin a bisserl altmoadisch«, antwortete die Frau. Birgit Leclerc war mittelgroß, hatte lange dunkle Haare, die ihr bis über die Schultern fielen und war schlank. Entsprechend ihrem eigenen Facebook-Eintrag musste sie 48 Jahre alt sein, sah aber jünger aus.

»Für eine Deutsche sprechen sie aber einen deutlichen Wiener Dialekt«, bemerkte Holger Brand und stellte sich vor: »Kriminaldirektor a.D. Holger Brand.«

»Ich lebe schon sehr lange in Wien und hab ihn mir angewöhnt«, lachte die Frau, wurde dann sofort wieder ernst, als sie Alexander ansah.

»Ich bin Alexander von Löwenburg. Du kennst mich aus einem Deiner Träume, in denen Du durch ein Meer von Sternen schwimmst«, sagte Alexander leise. »Ich bin in Deinem Traum der Mann, der neben Dir schwimmt. Du hast mir etwas zugerufen, was ich aber nicht verstanden habe.«

»Aber wie kann das sein? Wie kommen Sie .., wie kommst Du in meinen Traum hinein? So etwas gibt es nicht!«

»Anscheinend doch. Und deswegen sind wir hier. Wir würden uns gern mit Ihnen darüber unterhalten«, sagte Holger Brand und fügte hinzu: »Aber nicht hier.«

Birgit Leclerc sah den Kriminalisten an: »Sie sagten vorhin, Sie wären von der Kripo. Hat das was zu bedeuten?«

»Nicht unbedingt, ich bin in Pension, aber der Grund, warum ich hier bin, ist der, dass ich auch schon mal für drei Tage verschwunden gewesen bin. Und das Meer der Sterne ebenfalls gesehen habe ...«

Holger Brand unterbrach seinen Satz, weil jemand das Geschäft betreten hatte. Eine Frau, die eine entfernte Ähnlichkeit zu Birgit Leclerc hatte, kam herein und begrüßte Birgit.

»Das ist Brigitte Hahne, meine Kollegin und Ablösung. Sie übernimmt die Schicht ab 16 Uhr.«

»Joo, i bin a bisserl spät«, sagte Brigitte Hahne mit Blick auf die Uhr, die 16:10 Uhr zeigte. »Und wer sind die Herren?« fragte sie und musterte die beiden Männer.

»Alte Bekannte aus Deutschland. Sie kommen mich besuchen«, log Birgit.

Alt, na ja ..., aber durchaus gut aussehend. Wahrscheinlich auch gut situiert, wenn man von der gepflegten Kleidung und den teuren Schuhen ausgeht, dachte Birgits Kollegin, während sie den Kassenschlüssel von ihrer Kollegin entgegen nahm und ihre Jacke über die Rückenlehne des Bürostuhls stülpte.

»Dann wünsche ich Dir noch einen schönen Abend«, sagte sie und warf Birgit noch einen bezeichnenden Blick zu: »Bis morgen.«

»Bis morgen«, antwortete Birgit und ging hinaus. Alexander und Holger Brand folgten ihr.

»Direkt gegenüber hat Friedensreich Hundertwasser so eine Art Einkaufszentrum errichtet. War früher mal eine Werkstatt und Hundertwasser hat alles nach seinen Vorstellungen umbauen lassen. Mittendrin gibt es ein gemütliches Cafe, wo wir uns unterhalten können. Ich bin wahnsinnig gespannt.«

Sie überquerten die Seitenstraße und betraten das Einkaufszentrum durch einen farbig und elegant ausgeführten Torbogen. Kurz hinter dem Torbogen machte der Weg einen Knick nach rechts. Kaum dass die drei um die Ecke gegangen waren, zerriss eine gewaltige Explosion die Ruhe in dem Viertel ...

*

»Sie haben großes Glück gehabt«, hörte Alexander eine Stimme neben sich. Er wollte sich dem Sprecher zuwenden, aber sein Kopf schien wie festgenagelt zu sein. Auch seine Augen schienen außer Betrieb zu sein, denn es war völlig dunkel.

»Wo bin ich?« krächzte er.

»Im Krankenhaus«, antwortete die Stimme aus dem Dunkel. »Ich bin Ihr Arzt. Dr. Willemssen.«

»Was ist passiert?«

»Es gab einen Bombensanschlag. Im Hundertwasserhaus. Zwei Tote und viele Schwerverletzte.«

»Mein Gott! Was ist mit meinen Bekannten?«

»Der Frau und dem Mann, die neben Ihnen lagen, sind verletzt, aber nicht lebensbedrohlich. Aber die Frau in dem Souvenir-Geschäft und der junge Mann auf der Straße haben es leider nicht geschafft. Es muss eine gewaltige Menge Sprengstoff gewesen sein. Die Wohnung über dem Laden ist völlig zerstört. Zum Glück waren die Bewohner nicht zuhause. Sie hätten keine Chance gehabt.«

»Und was ist mit mir?« fragte Alexander.

»Ein paar Rippen sind gebrochen, ein Trommelfell ist geplatzt und jede Menge Splitterverletzungen von dem Glasfaser-Mörtel, den die Hundertwasserleute für den Bau des Zugangs verwendet haben.«

»Meine Augen ...«

»Sind in Ordnung. Drumherum sind allerdings jede Menge Schnittwunden. Deswegen der Verband.«

»Und meine Bekannten?«

»Nicht viel anders. Nichts Ernstes jedenfalls.«

Alexander atmete erleichtert auf ..., das heißt, er *wollte* erleichtert aufatmen, aber die gebrochenen Rippen hinderten ihn daran, tief und entspannt zu atmen.

Zwei Tage später:

»Sie sind als Tourist als Wien gekommen, Herr Kriminaldirektor?«, fragte der Polizist, der sich neben das Bett von Holger Brand gesetzt hatte.

»Auch, aber nicht ganz. Wir waren auf der Suche nach einer Frau.«

»Dienstlich?«

»Nein. Ich bin längst pensioniert und die Suche war ganz privat. Ich wollte meinem Freund, Graf von Löwenburg behilflich sein.«

»Und der Herr Graf haben die Frau gefunden?« frotzelte der Polizeibeamte. »Diese Frau Leclerc aus dem Souvenir-Laden?«

»Richtig. Wir hatten ein ungefähres Foto von der Gesuchten und ein paar Daten. Wir haben es erst auf dem Stephansplatz versucht und dann hier.«

»Daten, mit denen Ihnen einige Herren der österreichischen Polizei außerordentlich behilflich waren«, knurrte der Polizist.

»Man kennt sich von früher. Von gemeinsamen Fällen. Und man hilft sich halt. Aber sie brauchen mir nicht zu sagen, dass so was illegal ist, Herr Major. Ich weiß das.«

»Und nun helfen sie *uns*, Herr Kriminaldirektor.« Er nahm seinen Notizblock und fragte: »Was wollten Sie in dem Geschäft?«

»Wir wussten von Ihren Kollegen, dass Frau Leclerc dort arbeitet«
»Und ist Ihnen bei Ihrem Besuch in dem Geschäft etwas aufgefallen?«
»Ja«, nickte Holger Brand. »Ich hielt es zunächst für nebensächlich, aber als wir damals gerade den Souvenir-Laden verlassen hatten, habe ich Frau Leclerc nach dem Preis für so einen Hundertwasser-Bastel-Koffer gefragt. Hat mich interessiert. Für zuhause. Aber sie hat mich nur erstaunt angesehen und den Kopf geschüttelt. Die Koffer seien erst heute Morgen geliefert worden, hat sie gesagt. Und die Zentrale habe noch keinen Preis übermittelt.«
»Dieser Koffer? Haben Sie sich ihn angesehen? Ist Ihnen etwas aufgefallen«, fragte der Major der Polizei.
»Ja. Und ich hab mich gewundert. Das waren Pinsel und Spachtel drin und jede Menge Spachtelmasse und Farben. Aber nichts Bunt. Nichts, was Hundertwasser berühmt gemacht hat. Das ganze Zeug war blassweiß bis gelblich. Moment ..., oh mein Gott! Und ich stand direkt davor.«
»Richtig, Herr Kriminaldirektor. Das waren keine Farben, sondern vermutlich Plastiksprengstoff. Muss eine Menge von dem Zeug gewesen sein, wenn man das Ausmaß der Zerstörung sieht.«
Er hielt Holger Brand einige Fotos hin. Die Explosion hatte die halbe Front Hundertwasser-Gebäudes weggerissen und den Souvenir-Laden und die Wohnung darüber pulverisiert. Auch der Eingangsbereich des gegenüberliegenden Einkaufszentrums war stark in Mitleidenschaft gezogen.
»Da haben wir aber ein Riesenglück gehabt«, murmelte Holger Brand. Sein österreichischer Kollege nickte: »War noch was in dem Koffer? Etwas, was eine Zündvorrichtung hätte sein können oder eine Zeitschaltuhr?«
Holger Brand schüttelte seinen Kopf: »Ich habe nichts dergleichen gesehen. Nur so ein Buch, „Hundertwassern leichtgemacht“«
»Schade.« Der Polizeimajor klappte sein Notizbuch zu und erhob sich: »Danke, Herr Kriminaldirektor. Sie haben uns wirklich sehr geholfen. Falls wir noch Fragen an Sie haben ...«
» ... können Sie uns im Hotel Sacher erreichen.«
»Also quasi standesgemäß«, lächelte der Polizeimajor und verabschiedete sich.

Polizeimajor Klaus Vogelreiter befragte anschließend noch Alexander von Löwenburg und Birgit Leclerc, aber die Aussage des deutschen Kriminalbeamten hatte den bisher wichtigsten Hinweis geliefert.

Anschließend bestieg er seinen Wagen und machte sich auf den Weg zum AKK, dem Wiener Zentrallager für Andenken, Kunst und Kitsch. Von dort war der Koffer angeblich geliefert worden, in dem die Bombe gewesen war.

*

»Niemand weiß, wer den Auftrag gegeben hat, den fraglichen Koffer in das Geschäft zu liefern. Bei der AKK weiß jedenfalls keiner etwas davon«, sagte Polizeimajor Vogelreiter zu den drei Deutschen, als sie mit ihm einige Tage nach dem Anschlag im Cafe des Hotels Sacher zusammen saßen. »Und Sie kannten den Mann nicht, der den Koffer geliefert hat, Frau Leclerc?«

Birgit Leclerc schüttelte den Kopf: »Ich glaube, er sagte, er sei neu bei der AKK.«

»Können Sie den Mann beschreiben? Hatte er ein fremdländisches Aussehen? Besondere Merkmale? Irgendetwas, was uns weiterhelfen könnte?«

»Ich bedaure«, sagte die Frau mit leiser Stimme, der man ihre schwere Betroffenheit über den Tod ihrer Kollegin ansehen konnte. »Er sagte nur, er sei neu bei der AKK und er solle den Koffer hier abgeben. Das wäre etwas Neues und bald kämen noch mehr davon. Oh, mein Gott ...«

»Kein Akzent?«

Birgit Leclerc hatte wieder begonnen zu weinen und schüttelte nur den Kopf. Holger Brand übernahm: »Haben Ihre Spezialisten etwas über den Zündmechanismus der Bombe und die Herkunft des Sprengstoffs herausfinden können, Herr Major?«

»Wir haben Spuren von tschechischem Semtex gefunden und von amerikanischem C4. Und Reste eines Handys. Vermutlich wurde die Bombe per Funk gezündet«, antwortete der Österreicher.

»Nicht unbedingt«, warf Holger Brand ein. »Manchmal nimmt man ein Handy und nutzt nur dessen Wecker, um einen Zünder zu aktivieren.«

»Auch möglich ...«, murmelte der Major und ergänzte: »Wir sind jedenfalls ziemlich ratlos.«

»Wem könnte der Anschlag gegolten haben«, fragte Alexander. »Weiß man da was?« Der Polizeimajor wiegte sein Haupt hin und her, als würde er überlegen, ob er überhaupt antworten sollte. Dann überwandt er sich und murmelte: »Vielleicht Ihnen.«

»Uns?« fragte Alexander von Löwenburg ungläubig. »Das kann doch nicht sein! Niemand wusste, dass wir heute Nachmittag zum Hundertwasserhaus kommen würden. Soweit ich weiß, braucht es auch eine Menge Vorbereitungszeit, so eine Bombe zu bauen. Und wir sind doch gestern erst in Wien angekommen.«

»Sie haben wahrscheinlich Recht, Herr Graf«, antwortete der Polizist, »aber verstehens mi doch. Ein hochrangiger deutscher Kriminalbeamter und ein angesehener Anwalt tauchen hier in Wien auf und suchen, angeblich privat, nach einer Frau, von der sie nur ein unscharfes Foto haben. Ein Foto, bei dem selbst ein Provinz-Fuzzi wie ich, sieht, dass es mit Hilfe hochmoderner Polizeitechnik angefertigt worden ist. Und weiter geht's: Die beiden Deutschen finden die Frau fast sofort und verlassen mit ihr den Andenkenladen. Kurz danach zerreißt eine Bombe das halbe Hundertwasserhaus. Und da frag ich mich ...«,

»... wo ist der Zusammenhang«, beendete Holger Brand den Satz seines Wiener Kollegen und nickte. »Würde ich mich auch fragen, an Ihrer Stelle. Aber ich kann Ihnen versichern, dass es ausschließlich private Gründe sind, die Graf von Löwenburg bewegten, sich meiner bescheidenen Hilfe zu bedienen. Da steckt nichts Kriminelles oder Geheimdienstliches dahinter, verehrter Herr Major. Reines Privatinteresse meines Freundes Alexander. Aber haben Sie mal daran gedacht, dass der Anschlag jemandem Anderen gegolten haben könnte. Der Kollegin von Frau Leclerc? Oder der Familie in der Wohnung oberhalb des Geschäfts?«

»Die verstorbene Frau Hahne war völlig unverdächtig. Sie lebte allein, hatte keine verdächtigen Kontakte und keine Schulden. Und oberhalb des Ladens lebte ein Künstler-ehepaar. Anhänger der Lehre Friedensreich Hundertwassers. Sie waren auf Urlaub im Burgenland, als die Bombe hochging. Also auch keine Spur.«

Als der Wiener Polizist gegangen war, wandte sich Birgit Leclerc an die beiden Männer: »Sollten wir nicht mal zu dem eigentlichen Grund kommen, warum Sie beide nach Wien gekommen sind oder ist das hier nicht der richtige Ort.«

Sie nippte an ihrem Kaffee und sah Alexander an. Der wog seinen Kopf hin und her und sah den Kriminalisten fragend an. Holger Brand nickte: »Das Hotelcafe des Sacher ist vielleicht nicht der richtige Ort für solche Besprechungen, aber nur hier gibt es so einen phantastischen Kaffee ...«

»Und die berühmte Sacher-Torte«, ergänzte Birgit Leclerc und winkte dem Ober, Nachdem sie sich ein Stück Sacher-Torte bestellt hatte, übernahm Holger Brand wieder das Reden:

»Also ..., Alexander von Löwenburg und ich hatten diese seltsamen Träume, in denen wir durch ein Meer von Sternen zu schweben scheinen«, begann Holger Brand. »Und wir glauben nicht, dass es Träume waren, denn wir waren jedes Mal eine Zeitlang von der Bildfläche verschwunden; zwei bis drei Tage. Insoweit gehen wir davon aus, dass das echte Erinnerungen waren, oder besser gesagt, Teile von Erinnerungen. Und weil Alexander von Löwenburg in seinen Erinnerungen gesehen hat, wie Sie neben ihm durch das Meer der Steren schwebten, haben wir uns auf die Suche nach Ihnen gemacht.«

»Ich kann mich auch an diese Szene erinnern, hielt sie aber für ein Traumbild. Solange, bis ich Alexander erkannt habe, als er in Wien in den Laden kam«, antwortete die dunkelhaarige Frau. »Da war mir klar, dass es kein Traum gewesen war.«

»Sondern was?« fragte Alexander.

»Eine Erinnerung oder ein Teil davon«, antwortete Holger Brand.

»Erinnerung? Aber Menschen können doch nicht fliegen«, konstatierte Birgit Leclerc, aber weil beide Männer nicht auf ihren Einwand eingingen, verfolgte sie den Gedanken nicht mehr weiter.

»Erzählen Sie uns von Ihnen und von Ihren Bildern«, bat Holger Brand. Birgit Leclerc nickte und begann:

»Wenn Sie anschließend auch etwas über sich erzählen, gerne. Also ..., ich wurde 1970 in Essen geboren, bin dort zur Schule gegangen und habe nach dem Abitur Medizin studiert. Wegen verschiedener persönlicher Umstände habe ich das Studium aber nicht zu Ende gebracht und stattdessen eine Ausbildung als Krankenschwester gemacht. Zunächst habe ich im Essener Klinikum gearbeitet. Dort habe ich Dr. Franz Hense kennengelernt, der mich für die Organisation „Ärzte ohne Grenzen“ angeworben hat. Mit ihm bin ich ins Ausland gegangen.

Von 1998 an habe ich ein paar Jahre im Kongo gearbeitet. Es war furchtbar! Bürgerkrieg und marodierende Banden. Aber das Allerschlimmste waren die Kindersoldaten! Kleine Jungs, die man zu mordlüsternen Monstern ohne jeden Skrupel erzogen hatte. Manche von ihnen waren grade mal 12 Jahre alt und ihrer Kalaschnikows hatten schon mehr als 20 Kerben. Jede Kerbe stand für einen getöteten Menschen ...«

Birgit Leclercs Stimme stockte und sie brauchte eine Weile, bis sie weiter erzählen konnte.

»Ich musste danach das Metier wechseln und habe als Restaurateurin gearbeitet und die Werke Antonio Gaudis entdeckt, dessen Bauten man in Barcelona findet. Deswegen bis ich auch Ende 2002 dorthin gezogen und habe einige Jahre dort gelebt.

Nach meiner Rückkehr nach Deutschland hat mich ein Freund in die Kunstwelten eines Friedensreich Hundertwasser eingeführt. Und deswegen kam ich nach Wien. Und bin geblieben.«

»Hattest Du ..., haben Sie ...« begann Alexander, wurde aber von Birgit unterbrochen: »Wir können beim Du bleiben. Irgendwie sind wir ja Schicksalsgefährten geworden. Ich bin die Birgit.«

»Alex.«

»Holger.«

Nachdem die Drei auf das „Du“ angestoßen hatten, kam Alex auf sein Anliegen zurück: »Birgit, hattest Du vor dieser einen Geschichte, wo wir beide durch dieses phantastische Meer der Sterne geschwebt sind, schon ähnliche Erfahrungen? Oder Tage, an denen Du verschwunden warst?«

Birgit nickte: »Ich hatte damals einen Freund in Barcelona, Antonio. Der saß eines Morgens an meinem Bett und sagte mir, dass ich drei Tage verschwunden gewesen wäre. Am Abend wäre ich ganz normal zu Bett gegangen und wäre dann plötzlich - von einem Moment auf den anderen - verschwunden. Zurück sei ich auf die gleiche Weise gekommen und hätte - zack - plötzlich wieder in meinem Bett gelegen. Antonio fand das äußerst erschreckend, faselte was von schwarzer Magie und weil ich ihm nichts erklären konnte, hat er noch vor dem Frühstück die Flucht ergriffen und hat sich nie wieder blicken lassen.«

»War das der einzige Vorfall dieser Art?« fragte Alexander und Birgit nickte: »Ich weiß nur von diesem Fall und von dem, wo wir uns in dem Traum, oder was immer es war, begegnet sind, Alex. Und wie war das bei Euch? Wer seid Ihr und habt Ihr auch solche Erfahrungen gemacht?«

Alexander und Holger nickten und erzählten Birgit von sich. Beide spickten ihre Lebensgeschichten mit zahlreichen Anekdoten und Geschichten.

Nachdem sie fertig waren, war es spät geworden und man beschloss, den Abend auf der Donauinsel, einem der Wiener Vergnügungsviertel, zu beschließen.

*

»Kennen Sie diesen Mann?«, fragte der Polizeimajor, als sie am nächsten Tag zum Abschlussgespräch ins Wiener Polizeipräsidium gekommen waren. Er zeigte ihnen ein Foto, das offensichtlich von einer Überwachungskamera gemacht worden war und das das Datum des Attentatstages zeigte. Als Uhrzeit war 15:45 Uhr auf dem Foto vermerkt. Alexander und Holger Brand sahen sich das Foto an und schüttelten den Kopf. Auch Birgit Leclerc zeigte keine Reaktion.

Polizeimajor Vogelreiter nahm ein weiteres Foto zur Hand. »Hier. Derselbe Standort, dieselbe Kamera ... und derselbe Mann. Diesmal um 16:05 Uhr. Wie Sie sehen steht der Mann hinter einem Baum an der Hetzgasse und beobachtet die Seitenstraße, an der das Hundertwasser Haus liegt. Und hier ..., die Vergrößerung.«

»Verdammt dunkle Augen, aber ich kenne ihn nicht«, sagte Holger Brand. Auch Birgit Leclerc verneinte spontan, nur Alexander ließ sich Zeit. Schließlich sagte er: »Es ist lange her. Da habe ich so einen Mann gesehen. Und später, kurz nach meinem Studium; da soll es so einen Besucher für mich gegeben haben, der mir wohl eine Stelle anbieten wollte. Ich habe selbst nicht mit dem Mann gesprochen, aber meine Mitbewohnerin Petra. Sie sprach von einem Mann mit ungewöhnlich dunklen, fast schwarzen Augen.

Seltsam.« Alex nahm das Foto erneut zur Hand und fragte: »Gibt es auch ein Foto von der Uhrzeit, als die Bombe hochging?«

»Ja, aber die Kollegen von der Verkehrsüberwachung haben die Kamera einige Minuten vor der Explosion zur Straße hinüber geschwenkt, als sich dort ein Stau gebildet hatte. Der Mann ist da nicht mehr darauf zu sehen. Leider.«

»Tja ...«, murmelte der österreichische Polizist, »das wär's fürs Erste gewesen. Wenn Sie bitte noch Ihre Aussagen unterzeichnen würden und uns Ihr Heimatadressen mitteilen würden. Falls Wir noch Fragen haben.«

»Selbstverständlich«, antwortete Holger Brand. »Fräulein Leclerc fährt allerdings mit uns nach Deutschland und Sie könne sie bis auf Weiteres über meine Anschrift erreichen«, fügte Alexander von Löwenburg hinzu.

Der Polizeibeamte nickte und brachte die Drei noch zur Tür. »Und wenn Ihnen noch etwas einfällt ...«,

»... melden wir uns bei Ihnen«, grinste Holger Brand.

Als sie dann am Abend im Zug nach Deutschland saßen, wandte sich Alexander an Holger Brand: »Ich hab da einen schlimmen Verdacht, Holger. Niemand wusste doch, dass wir nach Wien kommen würden. Niemand außer uns beiden und ...?«

Alexander ließ die Antwort bewusst offen und sein Gegenüber nickte nachdenklich: »Meine österreichischen Kollegen, die mir die Auskunft bezüglich der Arbeitsstelle und der Wohnanschrift von Birgit gegeben haben. Und die wussten auch, *wann* wir kommen und *wo* wir absteigen würden. Unsere Zimmerbuchung hat nämlich ein Ex-Kollege aus Wien für mich gemacht.«

*

Der Mann mit den schwarzen Augen bestieg eine dunkle Limousine, die sofort losfuhr, nachdem er eingestiegen war. In der eleganten Dunkelheit des Fonds erwartete ihn die Frau mit der dunklen Sonnenbrille. »Das Triumvirat der Lächerlichkeit hat sich also dank Ihrer Unfähigkeit getroffen. Wie erklären Sie Ihr Unvermögen?«

»Unser Verbindungsmann hat drei Ziele benannt. Alle drei habe ich präpariert. Nr. 1 fiel nach der Begegnung auf dem Stephansplatz aus, blieben Nr. 2 und Nr. 3. Den Sprengsatz bei Nr. 3 habe ich wieder abgeholt, nachdem klar war, dass Nr. 2 die Richtige gewesen war.«

»Wie konnten Sie das wissen?« fragte die Frau.

»Ich habe die Handys in den Koffern so manipuliert, dass ich die Gespräche am Aufstellungsort mithören konnte. Und als Nr. 2 von ihren Erlebnissen im Wächterschiff zu berichten begann und auch die beiden Männer von ihren Erlebnissen berichteten, da habe ich die Sprechverbindung ausgeschaltet und die Bombe scharf gemacht.«

»Aber zu spät gezündet!« sagte die Frau scharf.

»Ich hatte keinen Blick auf den Laden, weil eine Straßenbahn im Stau den Blick in die Seitenstraße verdeckte. Ich habe so nicht sehen können, dass die Zielpersonen den Laden bereits verlassen hatten. Und der Zündbefehl an das Handy war raus; das dauert ja immer etwas, bis so ein Ruf raus geht. Wegen der vielen Gespräche, die im Handynetz zu der Zeit laufen. Alles in allem vielleicht vier Minuten ...«

»Sie haben versagt!« konstatierte die Frau scharf und dem Mann mit den schwarzen Augen begannen die Schweißperlen plötzlich auf der Stirn wie Feuer zu brennen ...

10.

Dem Himmel so nah

Flughafen Wien-Schwechat

Bardelio Kardenrahn bestieg die Maschine nach Stuttgart. Der Mann mit den schwarzen Augen hatte eine Scharte auszuwetzen - eine schwere Scharte. Er musste jetzt schnell sein, schneller jedenfalls als dieses *Triumvirat der Lächerlichkeit*, wie die AdjutantIn es ausgedrückt hatte.

Er spuckte auf den Flughafenboden! Merde! Wie konnte es sein, dass ein abgehalfterter Kriminalist, eine halblöde Empathin oder dieser seltsame Vogel aus der Ruhrstadt immer schon da gewesen waren, wenn er oder einer seiner Kollegen einen Auftrag zu erfüllen hatten? Das waren doch Amateure - nicht zu vergleichen mit ihm oder dem Ami Serval Annicost. Serval und er waren schließlich durch die harte Schule großer Geheimdienste gegangen - damals, als es noch echte Gegner gegeben und lange bevor man das Spielfeld unter sich aufgeteilt hatte.

Kardenrahn fluchte erneut und nahm seinen Platz in der Maschine ein. Fast schon widerwillig legte er den Gurt an und stellte die Rücklehne seines Sitzes aufrecht. Dann griff er zu der Zeitung in der Sitztasche vor sich und überflog die Meldungen aus Österreich. Nichts von Bedeutung. Nur den Artikel über den Bombenanschlag auf das Hundertwasser-Haus las er intensiver. Er war zufrieden; die Wiener Polizei war nach wie vor ahnungslos.

»Das waren bestimmt ganz ganz böse Männer«, hörte er plötzlich eine helle Stimme hinter sich sagen. Er drehte sich um. Das kleine Mädchen mit den blonden Zöpfen auf dem Sitz neben ihm zeigte mit dem Finger auf das Foto in Kardenrahns Zeitung. »Das schöne bunte Haus ...«

Doch dann grinste der Mann mit den schwarzen Augen und fast sofort verschwand alle Farbe aus dem Gesicht des Mädchens. Und es sagte bis zur Landung in Kairo kein Wort mehr.

*

Bardelio Kardenrahn stellte seine Tasche auf den Tisch im Wohnbereich der großzügig geschnittenen Suite. Er schätzte das „Paradise-Gardens“ für seine zurückhaltende Eleganz und seine dezente Verschwiegenheit. Außerdem lag das Vier-Sterne-Hotel verkehrsgünstig am Stadtrand der ausufernden Metropole Kairo, nicht weit entfernt von dem Ziel seiner Reise, den Pyramiden von Gizeh.

Kardenrahn nahm den Hörer des Telefons ab und wählte eine Nummer im Stadtbereich der ägyptischen Hauptstadt. Nach kurzer Wartezeit nahm die Gegenstelle ab und Kardenrahn sagte: »Ich bin angekommen.«

»Dein Auftrag?« fragte der Mann auf der anderen Seite der Verbindung.

»Negativ. Aber die Vorbereitungen müssen abgeschlossen werden. Der Termin steht.«

»OK. In zwei Stunden an P1«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Ich werde da sein«, antwortete Kardenrahn und fragte: »Das Material?«

»Wird *just in time* angeliefert. Die Zustimmung der ägyptischen Altertumsbehörde zum Betreten und zur Installation liegt vor. Seit Zahi Hawass nicht mehr deren Chef ist, geht so was bedeutend schneller.«

»Die Geräte...?« fragte Bardelio Kardenrahn.

»... sehen aus wie ganz normale Peilsender. Ziemlich klein und mit unabhängiger Energieversorgung. Von normalen Peilsendern kaum zu unterscheiden.«

Bardelio Kardenrahn nickte zufrieden und legte auf. Dann öffnete er seine Tasche und nahm den weißen Kittel heraus. Als er das Hotel verließ und ein Taxi rief, war er von einem normalen Altertumsforscher nicht zu unterscheiden.

*

Das Plateau von Gizeh liegt nicht weit vom Stadtzentrum Kairos entfernt und Kardenrahn brauchte nur gut 30 Minuten bis dorthin. Er verließ sein Taxi und zwängte sich durch Massen von Touristen, Stadtführern und Händlern, bis er endlich vor dem Eingang zur Cheops-Pyramide stand.

Serval Annicost und ein Fremder mit einem Aluminiumkoffer erwartete ihn dort bereits. Annicost reichte Kardenrahn ein Ausweiskärtchen, das dieser an seinen Kittel heftete und übergab dem Kontrollposten dann das Genehmigungs-Zertifikat der ägyptischen Altertumsbehörde, das es ihnen gestattete, die drei Pyramiden zu betreten und genau beschriebene wissenschaftliche Versuche anzustellen.

Der Kontrollposten nickte und gab den Zugang zur Cheops-Pyramide frei. Serval Annicost nahm den Aluminiumkoffer von seinem Begleiter entgegen und betrat die Pyramide. Bardelio Kardenrahn folgte ihm, während der unbekannte Begleiter zurückblieb.

»Er wird am Eingang der nächsten Pyramide auf uns warten«, beantwortete Serval Annicost die ungestellte Frage Bardelio Kardenrahns.

Die beiden Männer gingen durch die langen Gänge der Cheops-Pyramide und kamen an kleinen Gruppen von Leuten vorbei, die Reinigungsarbeiten ausführten. Touristen hatten heute keinen Zutritt und so konnten Kardenrahn und Annicost ungesehen in der dritten der hohen und engen Hallen einen halbverdeckten Seitengang betreten. Hinter einer 90°-Biegung blieben sie stehen und Annicost stellte den Koffer vor sich auf den Boden ab. Dann beugte er sich hinunter und gab ein paar Zahlen in das Kofferschloss ein. Ein leises Schnarren erklang und wenige Sekunden später bildete sich oberhalb des Koffers ein plastisches Bild, das an die 3D-Darstellungen holografischer Laser erinnerte.

»Nettes Spielzeug«, knurrte Kardenrahn und musterte die Darstellung vor ihm. Sie zeigte ein Modell der Gänge und Hallen im Inneren der Cheops-Pyramide und ein blauer Punkt markierte ihren eigenen Standort.

Mit einer Handbewegung vergrößerte Serval Annicost die Darstellung und zeigte darauf: »Hier müssen wir nach rechts in die kleine Halle. Dort werden wir nach dem *Siegel des Pharao* suchen.«

Bardelio Kardenrahn nickte und machte sich auf den Weg. Sein Kollege folgte ihm mit dem Koffer. Nach etwa 10 Metern öffnete sich rechts eine kleine Halle. Beide Männer traten ein. Annicost sah sich um, um sich zu vergewissern, dass sie allein waren. Dann öffnete er den Koffer und nahm ein längliches Gerät heraus, das das Siegel der ägyptischen Altertumsverwaltung trug.

Zur gleichen Zeit hatte Bardelio Kardenrahn den Stein mit dem *Siegel des Pharao* entdeckt. Er drückte ihn mit aller Kraft in die Wand hinein, Gleichzeitig schob sich über

ihren Köpfen ein etwas 10 x 10cm großer Stein zur Seite und gab eine quadratische Öffnung frei, durch die etwas Sonnenlicht fiel.

»Die Altertumsforscher glauben, dass dies der Schacht ist, durch den die Seele des Pharaos nach seinem Tod in den Himmel aufsteigen konnte«, sagte Serval Annicost.

»Blödsinn«, knurrte Bardelio Kardenrahn und nickte seinem Kollegen zu. Der schob das etwa 25 cm lange Gerät, das er dem Koffer entnommen hatte, tief in den Schacht über seinen Kopf. Es passte genau. Dann tippte er noch ein paar Mal auf die Tastatur an der Schmalseite des Geräts und sagte: »Mach zu, Kardenrahn!«

Bardelio Kardenrahn griff noch oben und zog den Stein, der die Öffnung verdeckt hatte, wieder in seine ursprüngliche Position. Der Schacht war wieder verschlossen, Gleichzeitig kehrte der Stein mit dem *Siegel des Pharaos* aus der Tiefe der Wand zurück an seine ursprüngliche Stelle.

»Hast Du was bemerkt, Annicost?« fragte Bardelio Kardenrahn.

»Was soll ich bemerkt haben?« fragte dieser zurück.

»Einen Luftzug oder so was. Schließlich sollte die Seele des Pharaos diesen Weg nehmen, um in den Himmel aufzusteigen. Und weil dieser Schacht seit tausenden von Jahren verschlossen war, müsste die Seele ja noch da gewesen sein und an uns vorbei gerauscht sein, als wir den Schacht geöffnet haben.«

»So ein Blödsinn«, lachte Annicost und verschloss den Koffer wieder. Er grinste Kardenrahn an: »Aber ein wenig muffig riecht es hier tatsächlich. Nach ungewaschener Pharaoseele oder so ...«

Zwei Stunden später hatten sie ihre Vorkehrungen auch in der Chephren-Pyramide und der kleinere Pyramide des Mykerinos getroffen. Alle drei Pyramiden, die in ihrer Lage und Ausrichtung grob den Gürtelsternen des Orion-Nebels nachempfunden waren, würden ab jetzt jeweils um Mitternacht einen kurzen UV-Laser-Impuls in den Himmel schicken, um den hinter der Marsbahn wartenden *Ehernen Engeln* das Zeichen zu geben, dass alles bereit sei.

*

Das ist es wieder, dieses grandiose Gefühl der Leichtigkeit, dachte Alexander und sah sich um. Über ihm und unter ihm breitete sich das Meer der Sterne aus. Ebenso rechts und ..., nein! Links von ihm verdunkelte der Schatten eines Menschen das Licht der Sterne. Der Schatten von Birgit Leclerc.

»Gerade saßen wir noch im Zug nach Hause und jetzt das ...?« fragte er und wunderte sich gleichzeitig, dass er seine Stimme hörte und sie völlig normal klang.

»Ja, gerade noch im Zug. Wir drei. Du bist hier, ich bin hier, aber wo ist Holger?« antwortete der Schatten der Frau, die neben ihm schwebte.

»Holger Brand ist bei mir«, antwortete eine sonore Stimme, die irgendwo zwischen den Sternen zu schweben schien. »Ich werde mit seiner Ausbildung beginnen. Er wird der neue Wächter werden, denn ich bin alt - viel zu alt für diese Aufgabe.«

»Wächter? Was bewachst Du?« fragte Alexander, der das ganze für einen Traum hielt.

»Die Menschheit natürlich. Ich wache über die Menschheit. Einer muss es schließlich tun. Aber ich bin alt und alle Mittel der Bionik reichen nicht mehr aus, mir genügend Kraft für meine Aufgabe zu geben.«

»Ah ja. Und wer bist Du und wie alt bist Du, Wächter der Menschheit?« fragte Birgit spöttisch.

»Ich wurde als Horatius Conrad von Battenberg im Jahre des Herrn 1848 geboren.«

»Na klar. Du bist 170 Jahre alt und mit der britischen Königin verwand. Geht's nicht ein klein bisschen bescheidener«, spottete Alexander.

»Genau genommen sind auch wir miteinander verwandt, Graf von Löwenburg. Aber das ist nur einer der Gründe, warum ich Ihren Lebensweg bis hierhin verfolgt habe. Der andere Grund ist, dass Sie eine besondere Gabe haben, die in Ihrer Familie weit verbreitet ist, aber von Ihren Vorfahren fast immer nur zum eigenen Vorteil benutzt wurde: Sie können den an sich toten Dingen so etwas wie eine Seele geben.«

»Ja, das sagt man mir nach. Und was bedeutet das genau?«

»Das ist nicht so einfach zu erklären«, antwortete die sonore Stimme. »Wenn Sie z.B. als Anwalt einen Schriftsatz fertigen, hinter dem Sie 100% stehen, fügen Sie dem Papier unwillkürlich eine große Überzeugungskraft hinzu. Diese Überzeugungskraft überträgt sich auf den Richter und Sie bekommen ein Urteil in Ihrem Sinne. Oder wenn Sie ein Musikinstrument erbauen oder modifizieren, überträgt sich Ihre geniale Musikalität auf das Instrument und ruht in diesem, bis es abgerufen wird. Dann reicht es, wenn ein mittelmäßiger Musiker wie dieser Ritchi Kleemann oder dieser James Marshall Hendrix dieses Instrument spielen.«

»Jimi Hendrix war ein Genie!« widersprach Alexander.

»Beethoven war ein Genie! Oder Brahms oder Strauss«, sagte die Stimme. »Ich habe sie beide gehört ...«

»Und für Beethoven hast Du keine Karten mehr gekriegt«, spottete Alexander.

»Ludwig van Beethoven starb 1827. 21 Jahre vor meiner Geburt.« Die Stimme klang jetzt freundlich, fast schon väterlich.

»Mal ganz zurück auf Anfang, Chef. Und gaaaanz langsam«, ging Birgit Leclerc dazwischen. »Wo sind wir und warum, wie werden diese Sternbilder erzeugt, warum können wir fliegen und - verdammt noch mal - wie kommen wir aus diesem Traum wieder raus?«

»Ihr Drei seid die Auserwählten. Auserwählt in einem langen Prozess der Beobachtung und Bewertung. Vorgenommen durch eine unbestechliche und objektive bio-neuronische Recheneinheit, die sich hier im Schiff befindet. Ich nenne sie einfach nur Bionik. Sie kann die Lebenslinien aller Menschen deuten und ein kleines Stück bis in die Zukunft verfolgen.«

»Und warum hat Deine Bio .. dings gerade mich ausgewählt?« fragte Birgit.

»Du, Birgit Leclerc, bist eine Empathin und kannst die Stimmungen anderer Menschen lesen, wie in einem Buch. Aber Du kannst diese Stimmungen nicht nur erfassen, das können viele, sondern sie auch beeinflussen. Wie Dein Großvater es konnte oder einer Deiner Großonkel.«

»Onkel Josef aus Moers?« fragte Birgit etwas ängstlich, aber die Stimme antwortete nicht.

»Lassen wir das! Also ..., wieso sind wir hier und warum kommen wir nicht aus diesem verdammt Traum heraus«, hakte Birgit nach.

»Wer sagt denn, dass dies hier ein Traum ist?«

*

Alexander sah auf den Wecker, der auf der Ablage seines Bettes stand. Es war 7 Uhr. Er schob die Bettdecke zur Seite und wollte gerade aufstehen, als er neben sich eine Bewegung spürte. *Der Kater war also wieder ins Bett gekrochen*, dachte er genervt, sah aber die Katze vor sich auf dem Boden kauern. *Also nicht die Katze ...*

Vorsichtig drehte er sich herum und sah die Frau in ihrem kurzen Top, wie sie auf der rechten Seite seines Bettes saß und gerade aufstehen wollte: Birgit.

Er erinnerte sich. Birgit und er waren wieder in diesem seltsamen Raum gewesen, der von Sternen umgeben war und durch den sie geschwebt waren. Und da war diese sonore Stimme gewesen, von einem Kerl, der sich *Wächter* genannt hatte und der angeblich 170 Jahre alt war. Der Wächter hatte ihnen allerlei Blödsinn erzählt und am Ende waren sie wieder an den grauen Hockern angekommen - wie schon in alle den Träumen vorher. Diesmal hatten dort zwei Papierrollen für sie gewartet, die sie aber nicht geöffnet hatten.

Aufgewacht waren sie dann wieder im Zug und da Birgit noch keine Unterkunft hatte, hatte er ihr angeboten, bei ihm zu übernachten.

»Du hattest also auch wieder so einen Traum«, fragte er müde, als er ihr Gesicht musterte. Birgit nickte. »Und keine Ahnung, was das Ganze soll?«

Birgit schüttelte den Kopf.

»Und dann diese komischen Papierrollen auf dem Hocker im Sternensaal. Was sollte das?« fragte Alexander, als er den Kaffee fertig hatte und zwei Tassen auf den Wohnzimmertisch stellte.

»Ich weiß es nicht, aber ...« Sie schwieg plötzlich und wurde blass.

Alexander folgte ihrem Blick und begriff: Das Ganze konnte kein Traum gewesen sein, denn auf dem Sideboard lag das, was sie im Sternensaal gesehen hatten: Die beiden Papierrollen ...

»Wenn das kein Traum war und alle ähnlichen Träume vorher auch nicht; *wo* waren wir dann und *wie* sind wir dorthin gekommen?« fragte Birgit.

»*Wie* wir dorthin gekommen sind, weiß ich auch nicht, aber *wo* wir waren – da hätte ich eine Idee. Eine ziemlich kuriose, zugegeben ...«

»Sag schon«, drängte die Frau.

»Ich kenne nur zwei Möglichkeiten, wo man so herrlich schweben kann, wie wir es getan haben: Während eines so genannten Parabelfluges in einer speziellen Flugzeug oder aber«

»Ein Flugzeug, dessen Innenwände auch noch mit so einer Art Sternentapete beklebt ist? Das ist Blödsinn!« widersprach Birgit.

»Dann waren wir im Weltraum.«

*

Der Weltraum? Die Beiden hatten lange hin und her diskutiert und waren letztlich zu keinem anderen Ergebnis gekommen. Also fügten sie sich – *vorerst*, wie Birgit sagte – in die Annahme, dass sie *irgendwie* in den Weltraum gelangt waren. Und das, obwohl es in der fraglichen Zeit weder einen Raketenstart zur Internationalen Raumstation ISS

gegeben hatte, noch sonst wer (die Chinesen?) irgendwas in den Weltraum gestartet hatten.

Vielleicht hätten sie dieses Thema auch noch bis in den Abend hinein diskutiert, wenn Alexander nicht irgendwann auf die Idee gekommen wäre, sich näher mit den beiden Papierrollen zu befassen, die noch immer unberührt auf dem Sideboard lagen.

Er nahm die Rolle, auf der sein Name stand und musterte sie. Die Rolle war an ihren Enden mit einem Deckel verschlossen. Er zog den Deckel ab und hielt die Rolle seitlich nach unten. Ein kleiner Gegenstand und ein Papier fielen heraus. Alexander nahm das Papier und las laut vor, was darauf stand:

Alexander von Löwenburg, treffen Sie alle Vorkehrungen für eine längere Abwesenheit und begeben Sie sich in den Allgäu; in einen Ort namens Oberstdorf. Fahren Sie in Oberstdorf mit der Seilbahn auf einen Berg namens Nebelhorn hoch. An der mittleren Bergstation verlassen sie die Bahn und folgen dem Wanderweg zu den Geissalp-Seen. Nach etwa 2 Kilometern sehen Sie unter sich einen Felsvorsprung, der die Form einer Hundeschnauze hat. Klettern sie unter die „Hundeschnauze“ und sehe sich um. Wenn Sie keine weiteren Menschen sehen, dann nehmen Sie das kleine Gerät in die Hand und drücken auf den oberen Teil. Vor Ihnen wird sich eine Tür öffnen, durch die Sie eine Station betreten können, wo Sie weitere Hinweise erhalten werden.

Ich betone die Wichtigkeit dieser Mission für den Weiterbestand der Menschheit und bitte Sie im Namen aller Menschen, diesem Auftrag zu folgen.

Ihr Horatius Conrad von Battenberg

»Mann, oh Mann«, murmelte Alexander, »da hat der Alte aber wieder mächtig auf den Putz gehauen. »Was steht in Deiner Rolle, Birgit?«

»Mein Ziel liegt auf den Kanarischen Inseln. Auf Fuerteventura. Ich soll dort einen bestimmten Hügel in einer unbewohnten Gegend aufsuchen und dann soll ich – aber nur wenn ich allein bin und Niemand in meiner Nähe ist - den Codegeber benutzen. Es wird sich eine Tür öffnen, durch die ich die Station betreten kann, wo ich weitere Hinweise erhalten werden. Dann kommt noch das übliche Blabla zur Wichtigkeit der Mission für den Weiterbestand der Menschheit, u.s.w. «

Alexander musterte das kleine Gerät, das von Battenberg als Codegeber bezeichnet hatte und verglich es mit seinem Eigenen. Die Geräte waren ähnlich aufgebaut und unterschieden sich nur in der Prägung. Alexanders Gerät trug die Prägung HAMMERBARTH und Birgits die Prägung KONSILIA.

»Was immer das bedeuten mag«, murmelte Alexander.

»Finden wir es heraus«, antwortete Birgit und griff nach ihren Sachen.

»Gerade erst zusammengezogen und schon wieder getrennt«, spottete Alexander und lachte Birgit an, die ebenso amüsiert zurüchlachte.

Dann griff Alexander zum Telefon, um seine Nachbarin zu bitten, den Kater während seiner Abwesenheit zu versorgen und ein wenig nach dem Rechten zu schauen. Nachdem er das geregelt hatte, buchte er für Birgit einen Flug nach Fuerteventura und für sich eine Zugverbindung nach Oberstdorf.

»Mein Zug geht morgen früh um 7:12 Uhr. Dein Flieger startet um 9:20 Uhr ab Düsseldorf«, sagte er.

»Was brauchen wir an Anziehsachen?« fragte Birgit. »Das meiste von mir liegt noch in Wien. Ich muss dann noch was kaufen ...«

»Musst Du nicht«, sagte Alexander und wies auf die untere Zeile der Nachricht aus der Rolle hin. Dort stand: *Kommen Sie ohne Gepäck. Alles was Sie benötigen, bekommen Sie in der Station.*

*

Als Holger Brand diesmal durch das Meer der Sterne schwebte, war es irgendwie anders. Weit vor sich konnte er seine beiden Freunde erkennen, wie sie das Tiefschwarz am Ende des Sternensaals erreichten und etwas von dem dunkelgrauen Hocker nahmen. Als er selbst näher gekommen war, veränderte sich die Szene. Alexander und Birgit verschwanden und eine Person trat aus dem Schwarz hinter dem Hocker und setzte sich darauf.

Holger Brand konnte jetzt Einzelheiten erkennen. Die Person war ein Mann hohen Alters, die Brand an eine Mischung aus dem Zauberer Catweazle aus der gleichnamigen TV Serie 1970/71 und Professor Dumbledore, dem Schulleiter der Zauberschule Hogwarts, erinnerte. Aber Brand wusste gleich; anders als die beiden Rollen-Figuren aus den TV-Serien und Filmen war dieser Mensch vor ihm *echt*.

»Guten Tag, Holger Brand«, sagte der Mann dann mit einer unglaublich sonoren Stimme. »Mein Name ist Horatius Conrad von Battenberg und ich wurde im Jahre des Herrn 1848 geboren. Und ich bin der Wächter.«

Holger Brand hatte das Ende der Sternensaals erreicht und der dunkelgraue Hocker mit dem grau gekleideten Mann lag jetzt direkt vor ihm. Trotzdem schien der Mann noch kilometerweit weg zu sein. Und wenn Holger in die unglaublich durchdringenden blauen Augen seines Gegenübers sah, dann schienen sogar einige Unendlichkeiten zwischen ihnen Beiden zu liegen.

Holger schwieg. Der erfahrene Kriminalist hatte eigentlich sofort auf die ungeheuerliche Altersangabe seines Gegenübers eingehen wollen, aber etwas an dem Verhalten seines Gegenübers sagte ihm, dass der Mann von sich aus darauf zu sprechen kommen würde. Und so war es dann auch.

»Verehrter Kriminaldirektor. Ich weiß, dass einiges von dem, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, für Sie wie reine Science Fiction klingen wird oder vielleicht wie die hilflosen Ausflüchte eines von Ihnen bereits überführten Verbrechers. Ich wurde aber tatsächlich im Jahr 1848 geboren und bin wirklich 170 Jahre alt. Dass ich so alt werden konnte, verdanke ich den Maschinen in diesem Schiff, die mich in regelmäßigen Abständen einem Gesundheitscheck unterziehen. Auch Sie und Ihre beiden Freunde sind übrigens jedes Mal durchgecheckt worden, wenn sie auf dem Schiff weilten. Nach den erforderlichen Korrekturen und Heilmaßnahmen gelangten sie dann in den Raum, den sie das *Meer der Sterne* nennen, wie ich weiß. Hier hielten Sie sich eine Zeit lang auf und nach Ende der Regeneration erhielten Sie dann ihre Aufträge und wurde zurück auf die Erde gebeamt.«

Holger Brand grinste: »Beam me up, Scotty.«

Von Battenberg lachte: »Ja, ja. Ich habe diese Filme ebenfalls gesehen, Herr Brand, aber unser Verfahren funktioniert ein wenig anders, als das beim Raumschiff Enterprise. Die Bionik des Schiffes vermag es, den Raum zwischen zwei Punkten gezielt so zu krümmen, dass der Abstand auf nahezu Null verringert wird. Geht man dann durch die hauchdünne Trennschicht, ist es nur ein kurzer, fast distanzloser Schritt. Für Neulinge ist es aber schwerer. Ihr Gehirn schaltet fast regelmäßig ab, wenn sie die Passage benutzen. Deshalb vergessen die Menschen anfangs vieles von dem, was sie hier erfahren.« Holger Brand nickte.

»Zurück zu meinem Alter. Der menschliche Körper hat eine maximale Lebenserwartung von rund 120 Jahren – gesunde Lebensweise und eine richtige Ernährung vorausgesetzt. Man kann dieses Alter noch deutlich steigern, wenn man die Körperzellen dazu bringen kann, sich häufiger zu erneuern, als im Programm der DNS vorgesehen. Die Bionik dieses Schiffes kann das. Sie kann fast jede Art von Krankheiten heilen oder Fehler korrigieren, indem sie den Ist-Zustand des Körpers mit seiner genetischen Vorgabe vergleicht. Abweichungen werden auf Wunsch beibehalten. Ich habe z.B. das Grau meiner Haare nicht korrigieren lassen.«

Holger Brand lächelte, sagte aber nichts.

Der Wächter sprach weiter: »Mit etwa 180 Jahren scheint der menschliche Körper aber an die äußerste Grenze seiner Existenz angekommen zu sein. Wir sind uns nicht sicher, warum das so ist, aber mein Vorgänger meinte, dass die Lebensenergie irgendwann verbraucht sein würde.«

»Dann haben sie ja noch gut 10 Jahre«, warf Holger Brand ein, aber der uralte Mann schüttelte nur seinen Kopf, wodurch sein langes graues Haar wegen der Schwerelosigkeit in Wallung geriet.

»Ich bin der Wächter und habe fast alle meine Aufgaben erfüllt. *Fast* alle, denn eine Aufgabe bleibt noch: Einen Nachfolger zu finden und ihn einzuarbeiten. Für mich sind Sie, Holger Brand, der beste Kandidat für diese Aufgabe. Ausgesucht in einem langwierigen Prozess aus Millionen möglicher Kandidaten. Falls Sie die Aufgabe übernehmen, werde ich Sie noch eine Zeitlang begleiten und vielleicht bleiben mir danach noch ein paar Jahre, um Abschied zu nehmen von der Erde und all den schönen Dingen ...«

11.

Das Götter-Programm

Horatius Conrad von Battenberg hatte Holger Brand in einen elegant eingerichteten Raum an Bord des Wächterschiffs gebeten, der mit Teppichen und Mobiliar aus dem späten 19. Jahrhundert eingerichtet war und in dem normale Schwerkraft herrschte. Er bat Holger Brand Platz zu nehmen und begann mit seiner Erzählung:

»Es gibt Millionen von intelligenten Völkern in unserer Galaxis, die fast alle miteinander verwandt sind. Ihre Ausbreitung begann vor etwa zwei Millionen Jahren, als sich die ersten Sternensysteme in den alten Teilen der Milchstraße stabilisiert hatten. Die Ausbreitung verlief in langen Zeitabschnitten, weil die Entfernungen zwischen den bewohnbaren Welten unendlich groß sind. Die Geschwindigkeit des Lichts kann bekanntlich nicht überschritten werden und „Abkürzungen“, wie wir sie heute aus der Mechanik

der Raumkrümmungslehre kennen, können nur geschaffen werden, wenn entsprechende Geräte und Energien am Ausgangs- und am Ziel-System vorhanden sind. Man muss also erst einmal den langen Weg zum Ziel in Kauf nehmen, ehe man eine schnelle Verbindung aufbauen kann. Und genau das haben die Kharonen, von denen man glaubt, dass sie das Urvolk aller hominiden Rassen sind, getan. Die Kharonen waren in der Lage, automatisierte Raumschiffe zu bauen, die fast 80% der Lichtgeschwindigkeit erreichen konnten. Um der drohenden Überbevölkerung auf ihrem Heimatplaneten Herr zu werden, schickten sie solche Schiffe in die Richtung interessanter Sternensysteme. Trafen die Raumschiffe – manche erst nach Hunderten oder Tausenden von Jahren Flugzeit – in ihrem Zielsystem auf interessante Planeten, so bauten die Schiffe mit Hilfe ihrer installierten Krümmungsgeneratoren und der Energie der Zielsonne die erforderliche Raumkrümmung auf und schufen eine Verbindung zum Heimatsystem. Diese Verbindung konnte dann sofort zur Rohstoffgewinnung oder zur Besiedlung genutzt werden; später auch zum Transport von Bauteilen für weitere Automat-Raumschiffe, die dann von den neuen Welten aus in noch entferntere Regionen aufgebrochen. So kam es langsam, aber stetig, zu einer Besiedlung der Galaxis.

Irgendwann aber – man glaubt, dass es erst vor etwa einer Million Jahren passiert ist – trafen die Suchschiffe auf Planeten, auf denen sich schon intelligente Lebewesen entwickelt hatten. Hier konnten sich die Kharonen und ihre Nachkommen nicht einfach eine Welt nehmen und ausbeuten bzw. bevölkern, wie sie es in den Anfangsjahrtausenden getan hatten. Man suchte nach Wegen, sich zu arrangieren.

Einen Weg dazu zeigten Forschungen des kharonischen Genetikers Hannutat Bellbarius auf, der die DNA der neu entdeckten Völker untersuchte und überraschende Ähnlichkeiten mit den genetischen Codes der kharonischen Völker feststellte. Bellbarius ging so weit, zu behaupten, dass die neuen Völker entweder von einem gemeinsamen – noch unbekanntem – Urvolk abstammen würden oder sich, einem unbekanntem Naturgesetz entsprechend, tatsächlich parallel entwickelt haben. Die wichtigste Feststellung Hannutat Bellbarius war jedoch die Tatsache, dass es ohne weiteres möglich war, sich als Kharone mit Einheimischen zu paaren und lebensfähige Nachkommen zu erzeugen. Bellbarius selbst trat den Beweis seiner These an; er zeugte insgesamt 21 Kinder mit verschiedenen weiblichen Einheimischen. Alle Kinder überlebten und wurden zu wichtigen Säulen der planetaren Bevölkerung.

Hannutat Bellbarius selbst blieb seinen Kindern und Kindeskindern als ein Gott in Erinnerung, der vom Himmel gestiegen war und später in den Himmel zurückgekehrt war.

Der Planet, auf dem die Kinder von Hannutat Bellbarius aufwuchsen, blieb von weiteren „Kolonisierungen“ dieser Art verschont, es blieb aber immer ein Raumschiff der Kharonen im Orbit um diesen Planeten, um die Entwicklung der Kinder und des Volkes zu beobachten.«

»Das war dann wohl das erste Wächterschiff der Geschichte?« fragte Holger Brand. Der alte Wächter nickte und erzählte weiter.

»Um die Entwicklung der Bellbarius-Kinder zu verfolgen, haben die Kharonen des Wächterschiffs einige von ihnen in unregelmäßigen Abständen mittels der „Beam-Einrichtung“, einer kleineren Version der Raumkrümmungsgeneratoren, zu Untersuchungen auf das Wächterschiff geholt.

Man stellte erwartungsgemäß fest, dass diese Kinder einen deutlich höheren Intelligenzquotienten hatten, als die übrigen Bewohner des Planeten. Was man nicht erwartet hatte, war, dass diese Kinder sogar intelligenter waren, als durchschnittliche Kharonen. Außerdem schienen die Kinder gegenüber den Kharonen auch gesundheitlich deutlich stabiler zu sein.

Diese Erkenntnis führte dann zum Start des *Götter-Programms*. Das Programm hieß nicht wirklich so, ich nenne es nur gern Götter-Programm, weil die Erde davon auch betroffen war und es hier zahlreiche Mythen und Sagen ausgelöst hat. Das Programm sah nämlich vor, dass Gruppen von Kharonen sich als Gelehrte unter die Bevölkerung besiedelter Planeten mischen sollten, um Kinder mit den Einheimischen zu zeugen oder - was noch wichtiger war - Kinder zu empfangen ...«

»... um das eigene Blut aufzufrischen, weil die Kharonen ja bisher in einer Art tausendjähriger Inzucht gelebt hatten«, warf Holger Brand ein.

»Das kann man durchaus so sagen«, nickte der Wächter. »Wenn ich allein an die griechische Götter- und Sagenwelt denke ...; aber ich schweife ab. Zurück zum Götter-Programm.

Die Erde und andere Planeten wurden so zu einem Ort, wo sich attraktive junge Kharoninnen, z.B. die schöne Helena, gesunde Männer für ihre Kinder suchten und die „frischen“ Gene in den ungeborenen Kindern mit zurück auf ihre Heimatplaneten nahmen, wo sich diese Gene weiter verbreiteten.

Alles in Allem sorgte das Götter-Programm also für eine Verbesserung der Genqualität bei den unterentwickelten Völkern und auch bei den Altvölkern selbst. Heute würden wir so etwas eine „Win/Win-Situation“ nennen ...«

Holger Brand schüttelte widerstrebend den Kopf: »Die genetische Seite dieses Programm mag ja OK sein, aber die Manipulation unterentwickelter Völker durch die Lehrer der Kharonen ganz sicher nicht.«

Der Wächter nickte. »Das stimme ich Ihnen zu. Hinzu kommt, verehrter Herr Brand, dass sich die männlichen Kharonen entgegen dem Kodex des Götter-Programms oft zu Herrschern der unterentwickelten Völker aufschwangen und viel Schaden anrichteten. Auch kam es zu ungewollten oder heimlichen künstlichen Befruchtungen bis hin zu sexuellen Exzessen.

Das Ganze konnte natürlich nicht akzeptiert werden und deswegen hat der Rat der Altvölker das Götter-Programm vor etwa 1.000 Jahren unserer Zeit beendet und jede genetische Vermischungen untersagt. Mit der Kontrolle der Einhaltung des Verbots beauftragte der Rat der Altvölker die Wächter auf ihren Raumschiffen.«

»Gibt oder gab es denn illegale Versuche von Außerirdischen, sich nach dem Stopp des Götter-Programms zu Herrschern aufzuschwingen und kenne ich diese Fälle?« fragte Holger Brand.

»Ja, die gab es und manchmal war es nicht einfach, diese Leute zu stoppen«, antwortete der Wächter ausweichend. »Andererseits ist der technologische Abstand zwischen der kharonischen Technik und der Technik der Erde nicht mehr so groß, als dass jemand sich mit technischen Taschenspielertricks zum Gottkönig aufschwingen könnte. Vor 1.000 Erdjahren wirkte eine Laser-Pistole oder ein Maschinengewehr sehr viel überzeugender auf die damalige Bevölkerung.«

Er weicht mir aus, sagte der erfahrene Kriminalbeamte in Holger Brand. Er hakte nach: »Wer waren diese Leute, die sich mit Hilfe ihres Wissens oder durch die Macht außerirdischer Waffen in hohe Positionen gebracht haben?«

»Leonardo da Vinci war einer von ihnen; ein positives Beispiel. Auch Kolumbus, der natürlich wusste, dass es Amerika gab und wo es lag. Er wollte den Ruhm als Entdecker und letztendlich zum König von Amerika gekrönt werden. Einer meiner Vorgänger hat das verhindert. Es hätte der Entwicklung der Menschheit sehr geschadet.«

»Sagt wer?«

»Die Bionik dieses Schiffes. Sie kann Handlungen und Lebenslinien bis in eine nahe Zukunft hinein interpolieren. Sie ist eine große Hilfe.«

»Warum habt Ihr dann Hitler nicht verhindert oder Stalin oder Cromwell?« fragte Holger Brand erregt.

»Ohne Stalin hätte Hitler den Krieg gewonnen und zunächst hatten wir Hitler sogar auf der positiven Seite. Es hätte den Menschen in Europa letztlich sehr genutzt, wenn es schon 1946 ein vereinigtes Europa gegeben hätte; auch wenn es unter deutscher Führung gestanden hätte. Erst als unsere Agenten von den Gräueltaten in den KZs berichteten, haben wir Hitler nicht weiter gefördert.«

»Ich fasse es nicht!« knurrte Holger Brand wütend. »*Nicht weiter gefördert* ...; waren ihre Agenten denn blind?«

»Sie waren selbst so ein Agent, Herr Brand. Auch Alexander von Löwenburg und Birgit Leclerc. Und hätten Sie drei jemals von den Gräueltaten im Sudan erfahren oder die des Schlächters Idi Amin? Alles kam erst durch die Presse heraus und da war es schon zu spät. Und was hätten wir tun können? Einen Blitz aus dem Himmel herabsausen lassen?«

»Zu Beispiel.«

»Na das erklären Sie mal den Menschen auf der Erde, wenn sie quasi live im Fernsehen mitverfolgen können, wenn ich Idi Amin durch eine Strahlenkanone meines Schiffes von seinem Thron geschossen hätte. Einer der wichtigsten Aufgaben des Wächters ist es nämlich auch, die Tatsache seiner Existenz geheim zu halten. Die betreuten Völker sollen sich nämlich weitgehend unbeeinflusst entwickeln können - ohne das Wissen, dass da draußen Millionen anderer Völker nur darauf warten, sie auszubeuten oder sonst was mit ihnen zu tun.«

»Aber Sie hätten es gekonnt?« fragte Holger Brand.

»Was?«

»Den Schlächter Idi Amin vom Thron schießen.«

»Technisch schon, aber dafür hätte ich das Schiff aus dem Ortungsschutz der Sonne herausmanövrieren müssen und wäre möglicherweise geortet worden. Wir agieren nämlich *„hinter dem Licht“*, was im Fall des Wächterschiffs tatsächlich so ist, denn die Sonne liegt meist zwischen dem Schiff und der Position der Erde. Im weiteren Fall agieren unsere Agenten natürlich auch irgendwie *„hinter dem Licht“*, was allerdings nur bedeutet, dass sie im Schatten agieren und nicht z.B. vor den Blitzlichtern der Presse. Denken Sie nur daran, wie elegant Alexander von Löwenburg seinerzeit die Ministerpräsidentin seines Bundeslands abserviert hat.«

»Die *weswegen* noch mal weg musste?« fragte Holger Brand. Der Wächter lächelte und zog ein Notizbuch aus seiner Tasche. Er blätterte darin und grinste: »Muss ich mal nachsehen. Weiß ich nicht mehr so genau. Ich werde alt. Ach ja ..., hier steht es: Irgendwie war die Dame viel zu selbstherrlich geworden und ihr zukünftiges Handeln

hätte die Feinde der Demokratie auf der rechten Seite des politischen Spektrums mehr als hinnehmbar gestärkt ...«

»Ein Notizbuch?« fragte Holger Brand überrascht.

»Meine Verbindung zur Bionik. Wenn ich etwas suche, taucht es kurz danach im Buch auf. Sie *spielt es ein*, sagt sie.«

»Die Bionik? Wo ist sie?«

»Hier im Schiff. Sie werden sie kennen lernen, wenn Sie sich entschieden haben, mein Nachfolger zu werden.«

»Ich habe also eine Wahl?« fragte Holger Brand. Horatius Conrad von Battenberg überlegte ein paar Sekunden, dann nickte er: »Im Grunde genommen ja, aber ich bitte Sie inständig, mein Nachfolger zu werden, denn es gibt eine Entwicklung, die ein schnelles Handeln unerlässlich macht. Unser Gegner dringt unaufhaltsam vor und hat schon viele Helfer des Wächterordens ausgeschaltet. Der Anschlag auf Sie in Wien war nur Teil einer größeren, weltumspannenden Aktion des Gegners und wir sind nicht mehr sehr viele ...«

12.

Lehrstunden

Alexander genoss die Fahrt mit dem Intercity. Der moderne Zug war zunächst mit über 300 km/h durch die Höhen des Westerwalds gejagt, hatte dann aber wegen Unwetter-schäden südlich von Frankfurt/Main einen zeitraubenden Umweg nehmen müssen und daher bis Ulm schon fast eine Stunde Verspätung aufgebaut. Wegen dieser Verspätung würde Alexander seinen Anschlusszug in Augsburg nicht mehr erreichen, aber Alexander war diese Strecke in seiner Kindheit oft gefahren und kannte eine Alternative. Er verließ den Intercity schon in Ulm und fuhr mit einer Regionalbahn weiter. Über Memmingen erreichte er Oberstdorf schon gegen 12:30 Uhr. Er verließ den Zug und sah auf den Stadtplan, den er sich besorgt hatte. Die Talstation der Seilbahn zum Nebelhorn lag halblinks von ihm und war etwa 1,5 Kilometer entfernt. Um dorthin zu gelangen, musste er allerdings an mehreren Restaurants vorbei und schon beim dritten Biergarten hatte sich sein Hunger so vehement gemeldet, dass er eingekehrt war.

Begleitet von bayrischer Volksmusik verzehrte Alexander mit großem Genuss eine Portion Leberkäs mit Spiegelei und bayrischem Kartoffelsalat. Und ein großes Bier.

Eine gute Stunde später machte er sich auf zur Talstation der Nebelhornbahn. Er kaufte ein Ticket nur für die Bergfahrt und lächelte, als ihn die Frau an der Kasse deswegen fragend ansah: »Ich bleib erstmal oben. Vielleicht übernachtete ich in einer der Berghütten und komme erst morgen oder übermorgen wieder runter.«

»Das dürfte kein Problem sein. Gute Übernachtungsmöglichkeiten finden Sie übrigens im Edmund-Probst-Haus des Deutschen Alpenvereins. Liegt etwas unterhalb des Gipfels und ist bequem zu erreichen.«

»Danke für den Tipp«, lächelte Alexander und nahm sein Ticket entgegen. Er ging zu dem Drehkreuz am Zugang zur Gondelstation und hielt das Ticket an das Lesegerät. Es klickte und die Sperre im Drehkreuz löste sich. Alexander ging zu der wartenden Gon-

del. Er stieg ein und stellte sich an das rückwärtige Fenster. Nur einige Minuten später setzte die Gondel in Bewegung.

Während der Fahrt sah Alexander ins Tal hinab und genoss die Seilbahnfahrt. Der Ort Oberstdorf, der jetzt langsam unter ihm zurückblieb, war nicht mehr das Dorf seiner Kindheit. Der zentrale Kirchturm mit seiner schlanken Spitze überragte zwar immer noch alle Häuser des Ortes, aber die Zahl der Häuser und Hotels hatte erheblich zugenommen.

An der mittleren Bergstation verließ Alexander die Seilbahn und folgte dem ausgeschilderten Wanderweg zu den Geissalp-Seen. Nach etwa 2 Kilometern fand er den Felsvorsprung mit der Form einer Hundeschnauze. Er kletterte unter die „Hundeschnauze“ und sah sich um. Niemand war in seiner Nähe. Alexander zog das kleine Gerät aus der Jackentasche, das er zusammen mit den Handlungs-Abweisungen erhalten hatte und drückte auf den Kontakt im oberen Bereich des Gerätes.

Nichts geschah ...

Er drückte erneut und diesmal meinte er von der echten Seite des Felsens ein leises Surren zu vernehmen. Ehe er seinen Kopf in die Richtung drehen konnte, sah er in den Augenwinkeln etwas auf ihn zu schnellen. Alexander wollte ausweichen und hob abwehrend die Hände, aber ehe er sich versah, war die Bergwelt um ihn herum verschwunden und hatte einem matten Licht Platz gemacht. Und mittendrin stand etwas, das ihn an die Trockenhaube in einem Friseursalon erinnerte. Und darunter stand ein Sessel mit einem Schild:

Bitte Platz nehmen und die Haube überstülpen.

Alexander musterte die Apparatur kritisch und setzte sich schließlich in den Sessel. Mit einem mulmigen Gefühl zog er die Trockenhaube zu sich herunter und schob sie über seinen Kopf. Klar und deutlich vernahm er dann eine Stimme:

Schon wieder so eine Flachpfeife.

»Hä? Ich verstehe nicht«, murmelte Alexander.

Früher haben sie wenigstens ausgebildete Soldaten geschickt. Aber jetzt ...; einen Rechtsverdreher. Mann, Mann, Mann ...!

OK, fangen wir mit dem Grundwissen an.

Es gibt Millionen von intelligenten Völkern in unserer Galaxis, die fast alle miteinander verwandt sind. Ihre Ausbreitung begann vor etwa zwei Millionen Jahren, als sich die ersten Sternensysteme in den alten Teilen der Milchstraße stabilisiert hatten. Die Ausbreitung verlief in langen Zeitabschnitten, weil die Entfernungen zwischen den bewohnbaren Welten unendlich groß sind. Die Geschwindigkeit des Lichts kann bekanntlich nicht überschritten werden und „Abkürzungen“, wie wir sie heute aus der Mechanik der Raumkrümmungslehre kennen, können nur geschaffen werden, wenn entsprechende Geräte und Energien am Ausgangs- und am Ziel-System vorhanden sind. Man muss

also erst einmal den langen Weg zum Ziel in Kauf nehmen, ehe man eine schnelle Verbindung aufbauen kann. Und genau das haben die Kharonen, von denen man glaubt, dass sie das Urvolk aller hominiden Rassen sind, getan. Die Kharonen waren in der Lage, automatisierte Raumschiffe zu bauen, die fast 80% der Lichtgeschwindigkeit erreichen konnten. Um der drohenden Überbevölkerung auf ihrem Heimatplaneten Herr zu werden, schickten sie solche Schiffe in die Richtung interessanter Sternensysteme. Trafen die Raumschiffe – manche erst nach Hunderten oder Tausenden von Jahren Flugzeit – in ihrem Zielsystem auf interessante Planeten, so bauten die Schiffe mit Hilfe ihrer installierten Krümmungsgeneratoren und der Energie der Zielsonne die erforderliche Raumkrümmung auf und schufen eine Verbindung zum Heimatsystem ...

Während die Bionik die Geschichte der Kharonen und der Galaxis erzählte, nickte Alexander von Löwenburg ein. Das Wissen, das die Bionik ihm vermittelte, ging dabei aber nicht verloren, sondern manifestierte sich wie eigenes Wissen oder eigene Erfahrungen tief in Alexanders Unterbewusstsein.

»Oh Mann!« stöhnte Alexander, als er Stunden später wieder wach geworden war. »Das war ja ne Menge Holz!«

Äh, was?

»Das sagt man dort, wo ich herkomme, wenn man eine Menge neuer und überraschender Informationen erhalten hat.«

Es kommt noch dicker.

»Bitte was?«

Das sagt man hierzulande, wenn man schon dutzende Halbgescheite durch die Hypnos Schulung gejagt hat und das Gejammer kennt, wenn erst die dritte oder vierte Sitzung durch ist.

Alexander war aufgestanden und ein paar Schritte gegangen. Sein Körper war steif und er hatte anscheinend länger unter der Haube gesessen, als er gedacht hatte. Ein Blick auf seine Armbanduhr bestätigte das: Es waren mehr als fünf Stunden vergangen.

Als er sich wieder umwandte, sah er, dass sich eine Art Nebel zwischen ihm und dem Standort der Haube gebildet hatte. Etwas war dabei, zu entstehen. Alexander dachte zunächst an eine Laserprojektion, aber diese Projektion wirkte deutlich kompakter und war auch mehrfarbig. Am Ende des Prozesses hatte sich der Nebel verdichtet und eine menschenähnliche Figur geformt.

Alexander musterte die etwa anderthalb Meter große Figur und fragte: »Wer bist Du und hast Du auch einen Namen?«

Ich bin die Projektion einer hochkomplexen bionischen Schalt- und Recheneinheit und meinen Namen kannst Du sowieso nicht aussprechen.

»OK, dann werde ich Dich einfach nur Bionik nennen.«

Von mir aus. Jetzt setz Dich wieder unter die Hypno-Haube und vernimm die nächsten Weisheiten, die meine Erbauer für Dich vorgehalten haben. Als Nächstes gibt es übrigens eine Bedienungsanleitung.

»Eine Bedienungsanleitung? Für was?«

Für das da.

Die Figur hob die Hand und zeigte mit dem Daumen über seine imaginäre Schulter nach hinten, wo sich ein Teil der Wand gerade zur Seite geschoben hatte.

Alexander erstarrte ...

*

Birgit Leclerc war gegen Mittag auf Fuerteventura angekommen und hatte sich am Flughafen ein Taxi genommen, Sie hatte dem Fahrer eine Karte gezeigt, wo sie die Stelle markiert hatte, zu der sie wollte. Der Taxifahrer sah sie fragend an, doch Birgit stellte ihre Reisetasche auf den Rücksitz und lächelte: »Arqueologia, comprende? Archeology.«

»Ah, si.« Der Taxifahrer nickte zufrieden und fuhr los. Nach einer gute Stunde erreichten sie die Stelle, zu der Birgit wollte. Sie nahm ihrer Tasche, bezahlte den Fahrer und stieg aus.

»Shall I come back in one or two hours«, fragte der Taxifahrer angesichts der menschenleeren Gegend um sie herum, aber Birgit schüttelte nur den Kopf und zeigte auf eine Häusergruppe am Horizont links von der Straße. Der Fahrer verstand, wendete den Wagen und fuhr zurück.

Birgit nahm das Papier zur Hand, das in der Rolle aus dem Meer der Sterne gewesen war und musterte die Gegend. Ihr Ziel war der Hügel, der etwa einen Kilometer entfernt rechts von der Straße lag. Einen Weg dorthin gab es nicht und so musste sie sich in der Mittagshitze über Geröll, Sand und durch dornige Büsche einen Weg bahnen.

Birgit brauchte fast eine halbe Stunde, bis sie am Fuß des Hügels angekommen war. Der Hügel war halbkugelförmig und schien von einem kleinen Vulkanausbruch aus der Vorzeit der Kanareninseln zu stammen.

Sie umrundete den kahlen, nur von stacheligen Gehölzen und Moosen bewachsenen Hügel, bis sie an seiner von der Straße abgewandten Seite angekommen war. Hier öffnete sie ihre Handtasche und nahm den Signalgeber heraus, der sich ebenfalls in der Rolle aus dem Meer der Sterne befinden hatte. Sie sah sich noch mehrmals um, ob sie allein war und drückte dann auf den oberen Teil des Geräts. Ein kurzes Summen ertönte, etwas schoss auf sie zu und von einem Augenblick auf den Anderen hatte sich die Welt um Birgit völlig verändert.

Es war ein Halbdunkel, das sie umfing und es war angenehm kühl. Birgits Augen brauchten eine Weile, bis sie sich an das schwache Licht gewöhnt hatten, aber dann sah sie einen Gegenstand vor sich, der ihr vertraut war: Die Trockenhaube aus einem Fri-

seursalon! Und darunter stand ein Sessel mit einem Schild. Sie trat näher heran und musterte das Schild. Dort stand in mehreren Sprachen und auch in deutsch:

Bitte Platz nehmen und die Haube überstülpen.

Birgit musterte die Apparatur kritisch und setzte sich schließlich in den Sessel. Sie zog sich die Trockenhaube über den Kopf und sofort war da eine zynische und unfreundliche Stimme:

Och nee, nicht schon wieder ne Tussi.

Birgit schob die Trockenhaube wütend vom Kopf und sagte: »Ich bin nicht hier, um mich beleidigen zu lassen!«

Auch noch ein Sensibelchen ...

»Da kannst Du einen drauf lassen, Du ... Stimme Du«, knurrte Birgit böse. »Ich soll helfen, die Erde zu retten und ich bin freiwillig hier. Mach mich also nicht an! Wer oder was auch immer Du bist.« Sie zog die Haube wieder über ihren Kopf und wartete.

Sensibelchen ...

»Schnauze!«

OK, fangen wir mit dem Grundwissen an.

Es gibt Millionen von intelligenten Völkern in unserer Galaxis, die fast alle miteinander verwandt sind. Ihre Ausbreitung begann vor etwa zwei Millionen Jahren, als sich die ersten Sternensysteme in den alten Teilen der Milchstraße stabilisiert hatten ...

*

Die erste Phase seines Lernprogramms war abgeschlossen. Holger Brand schob die Haube nach oben und öffnete die Augen. Er hatte Durst und viele Fragen. Er sah sich um. Der Wächter saß ihm gegenüber und hatte ein Glas Wasser in der Hand. Er reichte es Holger und sagte: »Ich kenne das. Ganz schön anstrengend, so ein Lernprogramm. Das Wissen wird direkt in ihrem Gedächtnis platziert und bleibt dort haften.«

»Soweit ich das verstanden habe, sind die *Ehernen Engel* unsere Gegner. Sie werden zur Erde kommen und unsere Kinder rauben. Aber warum tun sie das?

»Wir wissen nicht, warum das so ist, aber die Menschheit der Erde ist das Volk mit dem höchsten Aggressionspotential. Nirgendwo in der Galaxis gibt es ein Volk, das sich besser eignet, zu Kämpfern ausgebildet zu werden. Schon immer haben die Sagittarius-Kharonen, die sich selbst *Eherne Engel* nennen, deswegen Menschen von der Erde entführt und zu Kampfmaschinen ausgebildet. Im 2. Weltkrieg sind tausende Soldaten von den Schlachtfeldern entführt worden. Diese Menschen gelten bis heute als vermisst oder tot, aber das sind sie nicht. Sie sitzen heute noch in den Kampfmaschinen der *Ehernen*

Engel und führen Kriege, besetzen Planeten oder beseitigen gewählte Regierungen. Aber diese Menschen sind mittlerweile uralt und eignen sich, trotz aller medizinischen Möglichkeiten der *Kharonen*, nicht mehr als Kämpfer. Die *Ehernen Engel* suchen deswegen hektisch nach Nachfolgern, nach neuen Kriegern für die Galaxis. Wir, die Wächter, tun alles, um das zu verhindern. Denn wir wissen mittlerweile, dass sie sich Kinder von der Erde ausgesucht haben. Aber wir sind nur noch wenige.«

Kinder von der Erde ..., wiederholte Holger Brand fassungslos. Bilder aus seiner Kindheit rasten durch sein Bewusstsein. Der Rattenfänger von Hameln kam darin vor und andere gruselige Gestalten. Er sah den Wächter an: »Und Sie sind sich ganz sicher?«

Der Wächter nickte und schwieg.

»Wer sind diese *Ehernen*? Weiß man das?«

»Es sind ebenfalls *Kharonen*«, antwortete der Wächter, »sie haben sich vor ein paar Hundert Jahren vom Hauptvolk abgespalten und leben jetzt auf einem Planetensystem im Sagittarius-Arm der Galaxis. Die besondere Strahlung ihrer Heimatsonne hat dazu geführt, dass sie ein besonderes Merkmal haben, das sie von den normalen *Kharonen* unterscheidet. Sie haben fast schwarze Augen.«

»Und warum gerade Kinder von der Erde? «

»Im Unterschied zu den anderen Nachkommen der *Kharonen* verfügen die Menschen der Erde über ein angeborenes hohes Aggressionspotential, das sich insbesondere in ihren Kindern manifestiert. Kindersoldaten aus Afrika oder junge radikale Islamisten sind beispielsweise hervorragend geeignet, um aus ihnen Krieger für die Galaxis zu formen.

Die *Ehernen Engel* arbeiten im Auftrag der kriegführenden Parteien in der Galaxis und sorgen für den Nachschub an Kämpfern, besonders an Bodentruppen.«

Auf der Erde arbeiten die Agenten der *Ehernen Engel* im Geheimen, sie suchen Kandidaten aus den Kinderarmeen und rufen das Transportschiff herbei, das in der Nähe unseres Sonnensystems wartet.«

»Und dieses Schiff ist bereits im Anflug, nehme ich an«, stellte Holger Brand fest.

Der Wächter nickte. »Vor wenigen Wochen haben sie das Signalf Feuer wieder entzündet. Die drei Sender, die in den Pyramiden von Gizeh installiert sind, lotsen das Schiff der *Ehernen* herbei. Das Schiff wird in ca. vier Monaten hier sein und die Kinder aufnehmen. Es ist gleichzeitig Transport- und Trainingsschiff, auf dem die Kinder eine militärische Grundausbildung erhalten. Nach Ende der Ausbildung werden die Kinder mit Hilfe der in dem Trainingsschiff installierten Krümmungsgeneratoren in die Kampfgebiete abgestrahlt.«

»Und der Orden der Wächter will das verhindern?«

Der alte Mann nickte. »Es sind Kinder der Erde. Unsere Kinder. Wir versuchen, sie zu retten, aber die *Ehernen Engel* bekämpfen uns, wo sie nur können. Schon immer. Sie gehen mit äußerster Brutalität vor. Der Bombenanschlag in Wien war nur Teil einer viel umfangreicheren Aktion. Hunderte unserer Agenten sind verschwunden, viele sind tot. Vermutlich sind Alexander, Birgit und Sie die letzten Agenten des Wächterordens.

»Sollten wir nicht lieber an die Öffentlichkeit gehen und die Militärmächte der Erde informieren? Man könnte massive Abwehrmaßnahmen einleiten.«

Der Wächter schüttelte den Kopf. »Was hat die Erde schon zu bieten? Selbst Raketen mit Atomsprengköpfen werden gegen die Raumschiffe der *Ehernen Engel* nichts ausrichten. Und außerdem - ich hatte es Ihnen schon gesagt: Einer der wichtigsten Aufga-

ben des Wächterordens ist es, die Tatsache seiner Existenz geheim zu halten. Die betreuten Völker sollen sich weitgehend unbeeinflusst entwickeln können - ohne Angst, dass da draußen Millionen anderer Völker nur darauf warten, sie auszubeuten oder sonst was mit ihnen zu tun. Und selbst wenn ich wollte ..., die Bionik des Wächterschiffes würde eine Kontaktaufnahme mit den Mächtigen der Erde verhindern, da der Kodex des Ordens es verbietet.«

»Aber was können wir Drei ...«, Holger Brand sah hoch und musterte den uralten Mann vor ihm, »oder vielleicht Vier; was könne wir schon ausrichten?«

»Uns stehen gewisse Machtinstrumente zur Verfügung, die ich in Notfällen wie diesem einsetzen dürfte, Herr Kriminaldirektor. Und die Vorbereitungen dafür laufen bereits.«

»Alexander von Löwenburg und Birgit Leclerc sind Teil dieser Vorbereitungen, nehme ich an?« fragte Holger Brand.

Der Wächter lachte: »Ihr Spürsinn scheint in all den Jahren nicht gelitten zu haben. Ja, Sie haben Recht, verehrter Kriminaldirektor.«

13.

Im Zeichen der grünen Rose

Ein namenloses Seitental, irgendwo in Afghanistan ...

Die Mordbrigaden des Islamischen Staates waren geschlagen und aus dem Irak und aus Syrien vertrieben worden. Einige Kämpfer waren in ein namenloses Gebiet in Afghanistan geflohen, das von ihren wahabitischen Brüdern, den Taliban, beherrscht wurde.

Gary Cornfield war einer von ihnen geworden. Er hatte viele Grausamkeiten gesehen und begangen, hatte Frauen und Kinder mit dem Schwert getötet und war unfähig, in ein normales Leben zurückzukehren. Und sein Aggressionspotential war unbändig hoch.

Das hatte auch der Mann mit schwarzen Augen erkannt, der eines Morgens in der Kleidung eines wahabitischen Predigers in das Lager kam und sich als Krieger für die reine Lehre des Islam bezeichnete.

»Ich bin Raschid Ibn Saud und suche mutige junge Kämpfer für die gemeinsame wahabitische Sache«, sagte er und weckte damit das Interesse der IS-Kämpfer und der Taliban, die beide ihre ideologischen Wurzeln in der wahabitischen Auslegung des Korans hatten. Etwa 50 Männer bildeten einen Kreis um den Prediger, um sich seiner Worte zu widmen.

»In den fernen Ländern«, fuhr er fort, »gibt es Brüder, die unsere Hilfe dringender benötigen, als die Brüder und Schwestern hier in Afghanistan. Diese Brüder darben in bitterer Armut und leiden jeden Tag unter der Knute der Ungläubigen! Wir, die ehernen Engel des Propheten, können sie aus ihrer Knechtschaft befreien. Und ich verspreche Euch ...«, er hatte eine kurze Pause gemacht, um die Wirkung seiner Worte zu erhöhen.

»Wer mit mir in diesen Kampf geht, dem wird große Ehre und großer Reichtum zuteil werden. Das verspreche ich beim Barte des Propheten!«

»Wo sind die fernen Länder?« fragte ein junger Taliban, »ist es Europa oder gar Amerika? Sollen wir den Kampf in diese fernen Länder tragen?«

»Nein!« sagte Raschid Ibn Saud, »das Land, wo unsere fernen Brüder unter der Last der Ungläubigen darben müssen, ist viel weiter entfernt, als die öden Gärten in Paris oder der Hochhausdschungel von New York. Viel, viel weiter. Aber wenn wir einst gesiegt haben werden, dann werden wir zurückkehren und stark genug sein, unser neues Kalifat gegen alle Feinde zu verteidigen. Und auch die verfluchten Juden werden wir für immer und ewig aus unserem heiligen Palästina verjagen.«

Zustimmendes Gemurmel und leiser Beifall brandeten auf.

Der Mann mit den schwarzen Augen erhob sich, breitete die Armen aus und rief: »Und wenn der Mond sich von heute an viermal gefüllt haben wird, dann werde ich kommen, um diejenigen abzuholen, die unsere heilige Sache mit mir zusammen vertreten wollen. Wir treffen uns am Tag des vollen Mondes um Mitternacht auf dem Plateau von Samaran. Kommt mit Euren Waffen und wartet in guter Deckung auf die Wunder, die die ehernen Engel des Propheten für Euch vorbereitet haben werden. Aber erst wenn Ihr mein Zeichen seht, tretet hinaus und kommt zu mir.«

»Welches Zeichen wird das sein, verehrter Prediger?« fragte ein junger Kämpfer aus Gary Kornfelds Brigade.

»Eine grüne Rose, junger Kämpfer«, antwortete Raschid Ibn Saud sanft. »Es wird die grüne Rose leuchten. Aber entschuldigt mich nun. Ich muss weiterziehen, um andere Kämpfer in anderen Tälern zu bitten, für unsere heilige Sache einzutreten. Denn wir müssen viele sein, um unseren gequälten Brüdern in den fernen Ländern beizustehen.«

Er verbeugte sich nach allen Seiten, murmelte eine leises *Khuda Hafiz*, schloss sein Gewand und trat aus dem Kreis hinaus, in dessen Mitte er gestanden hatte.

Einige der Anwesenden erwiderten den traditionellen afghanischen Abschiedsgruß des Predigers, blieben aber solange sitzen, bis der Mann mit den schwarzen Augen das Lager verlassen hatte. Dann erst begann die Diskussion, die bis zum frühen Morgen andauerte. Viele waren skeptisch, aber die meisten Männer litten auch unter der blinden Wut, die in ihnen brodelte, seit ihr Kalifat zerstört worden war und sie von dort vertrieben worden waren.

Am Ende waren gut die Hälfte der IS-Kämpfer und der Taliban bereit, in vier Monaten zum Plateau von Samaran zu gehen und der Dinge zu harren, die dort auf sie warten würden. An einen Hinterhalt glaubten sie nicht, und wenn doch, dann würden sie stark genug sein, jeden Feind in die Flucht zu schlagen.

*

Kongo, am Rand der Savanne::

Ras Tschubai N'golo hatte als Kind viele Grausamkeiten gesehen und begangen. Er hatte das Blut seiner getöteten Gegner getrunken und war unfähig geworden, ein normales Leben zu führen. Auch heute noch, fast 20 Jahre nach dem Ende des Krieges im Kongo, war er immer noch heimatlos und zog mit einer Gruppe Kindersoldaten über die Savannen Zentralafrikas.

Die Gruppe der Kinder, denen Ras Tschubai N'golo sich vor einigen Monaten angeschlossen hatte, hatte in einem einfachen Camp am Rande der großen Savanne Quartier gemacht. Die Untätigkeit zerrte an den Nerven der Kinder und fast jeden Tag entluden sich ihre angestauten Aggressionen auf die eine oder andere Art. Manchmal gab es brennende Kämpfe untereinander, die nicht selten mit dem Tod einzelner Kinder endeten.

Doch irgendwo am Rande der Savanne wartete ein Mann mit schwarzen Augen im Schatten eines Latex-Baumes, der den Kindern Erleichterung bringen würde. Serval Annicost war gekommen, um den Jungen eine goldene Zukunft zu versprechen. Gleich würde er hinaustreten und in den Kreis der wartenden Jungen einkehren.

Bardelio Kardenrahn wartete, bis Serval Annicost den Kreis der Kindersoldaten betreten und zu sprechen begonnen hatte. Dann wandte er sich ab und begab sich auf den Rückweg zu seinem Jeep, den er in einiger Entfernung abgestellt hatte.

Wenn alles gut ging, würde er heute Abend den Flughafen in Lubumbashi erreichen, wo seine gemietete Maschine stand, die ihn nach Nairobi bringen würde, von wo es morgen Abend einen Linienflug nach Europa geben würde.

In Europa warteten schon seine sechs Einsatzteams, die die Aufgabe hatten, die großen Sportschulen und Jugendheime in Europa und Vorderasien nach geeigneten Kandidaten für die Kampfplattformen der Ehernen Engel abzusuchen.

Bardelio Kardenrahn startete sein Jeep und wollte gerade losfahren, als er in den Augenwinkeln eine Bewegung am Fahrzeug seines Kollegen sah, das dieser etwas abseits im Schatten eines Buschbaums geparkt hatte. Dort war das Fahrzeug offensichtlich zum Spielzeug einer Horde kleiner Affen geworden, die auf dem Jeep herumturnten und neugierig die Sachen auf der Ladefläche untersuchten.

Bardelio Kardenrahn verließ seinen Jeep und ging zu dem Wagen seines Kollegen hinüber. Er zog die Pistole aus dem Schulterhalfter, entsicherte sie und legte auf die Affen an, die im Wagen herumtollten. Ehe er jedoch abdrücken konnte, ertönte ein scharfer Warnlaut und die Affen jagten davon. Bardelio Kardenrahn, der sicher war, dass einer der Affen diesen Warnruf ausgestoßen hatte, steckte seine Waffe zurück in das Schulterhalfter. Er machte ein wenig Ordnung in Annicosts Jeep und schrieb noch eine kurze Notiz für seinen Kollegen. Dann kehrte er zu seinem eigenen Jeep zurück, wendete und fuhr nach Süden auf die Straße nach Lubumbashi.

Bardelio Kardenrahn hoffte, dass Serval Annicost bis zum späten Abend ebenfalls am Flughafen von Lubumbashi eingetroffen sein würde, damit sie beide im ersten Licht des neuen Tages nach Nairobi aufbrechen konnten.

Der Kharone war gut gelaunt; Serval Annicost und er hatten schon viele Kinder rekrutiert und viele weitere würden noch folgen, bis das Sammlerschiff kam.

»Sie sind so voll mit Testosteron und anderen Aggressions-Hormonen«, sagte er zu sich, »dass diese Kinder ganz sicher zu den besten Kämpfern für die Heere der *Ehernen Krieger* heranreifen werden.«

»Und was soll denn noch schiefgehen?« fragte er sich. »Dieser läppische Wächter und seine mickrigen Ordensreste sind keine Gefahr mehr und die Staaten der Erde sind völlig ahnungslos. Und ohnmächtig.«

»Oh ja«, murmelte er leise und zufrieden, während er die untergehende Sonne zu seiner Rechten betrachtete, »die Sache der *Ehernen Engel* steht wirklich gut.«

Weil sein Jeep das Steuer auf der rechten Seite hatte und Bardelio Kardenrahn rechts saß, sah er die schwere Keule viel zu spät, die von links hinten plötzlich in seinem Blickfeld auftauchte und nur Millisekunden später in seinen Schädel einschlug.

Im Sterben verriss der Kharone das Steuer des Jeeps, der Wagen kam von der Straße ab, überschlug sich und blieb mit den Rädern nach oben am Straßenrand liegen.

Bardelio Kardenrahn war tot, ehe der Wagen zur Ruhe gekommen war. Ein weiterer Mann, der sich ebenfalls in dem Jeep befunden hatte, wurde aus dem Wagen geschleudert und schwer verletzt geborgen. Dieser Mann war Nakoma D'olo, ein Angehöriger des Stammes der Bakutu, dessen ganze Familie im Bürgerkrieg ausgelöscht worden war. Nakoma D'olo lebte noch einige Tage und konnte seine Geschichte erzählen:

»Mein Name ist Nakoma D'olo und ich bin der Vater von Janim D'olo, der bei einem letzten sinnlosen Angriff der Kindersoldaten auf das Camp der Fremdenlegion ums Leben gekommen ist.

Mein Sohn und die anderen Kinder haben Furchtbares getan und erlebt. Sie haben gefoltert und gemordet. Aber sie wurden verführt; von bösen Männern für Zwecke missbraucht, die sie noch nicht einmal verstanden haben.

Zusammen mit anderen Stammesangehörigen sind wir den Kindern heimlich gefolgt, bis zu ihrem derzeitigen Lager. Wir Bakutu sind ein gute Jäger, müssen Sie wissen, und wir haben Geduld. Und wir wissen, wie man sich versteckt.

Lange ist nichts passiert und wir wollten uns schon zurückziehen, doch heute kam wieder so ein böser Mann. Redete von Kampf und Stolz und Ehre. Als wenn die Weißen etwas von Stolz und Ehre verstehen würden ...

Der Mann hat den Kindern goldene Zeiten und großen Reichtum versprochen. Wie die Kriegsherren im großen Kongokrieg. Und wieder werden sie nur zum Töten gebraucht. Weil sie viel zu jung sind, um Skrupel zu haben oder Mitleid zu kennen.

Doch der böse Mann mit den schwarzen Augen war nicht allein. Ein weiterer Mann war mit ihm gekommen. Er ist wieder gegangen. Meine Freunde blieben beim Camp - sie wissen, was zu tun ist - und ich bin ihm gefolgt.

Mit Hilfe meiner kleinen Freunde aus dem Volk der Affen habe ich ihn abgelenkt und konnte mich ungesehen in seinem Wagen verstecken.

Ich blieb dort, als der böse Mann losfuhr. Später begann der Mann Selbstgespräche zu führen. Und weil ich die Sprache der Weißen gelernt habe, konnte ich verstehen, was dieser Mann und seine Freunde mit unseren Kindern vorhaben. Das konnte ich doch nicht zulassen ...«

*

Serval Annicost hatte den Angriff der Bakutu mit viel Glück und mit der Hilfe der Kindersoldaten des Camps überlebt.

Er war kurz nach dem Verlassen des Camps plötzlich von sechs Kriegern des Bakutu-Stammes umzingelt gewesen, die Schleudern und Blasrohre auf ihn gerichtet hatten. Doch bevor die Bakutu ihre lautlosen und tödlichen Waffen gegen ihn einsetzen konnten, hatte sich der Kharone, der über eine Nahkampfausbildung verfügte, auf den Boden geworfen und im Fallen seine Pistole gezogen. Zwei Schüsse fielen und einer der Baku-

tu brach getroffen zusammen, ehe Annicost von Steinen und Pfeilen schwer getroffen worden war und das Pfeilgift begann, seine Muskeln zu lähmen.

Annicosts Revolverschüsse hatten jedoch die Kindersoldaten des Camps alarmiert, die nach wenigen Minuten eingetroffen waren und den verletzten Mann in ihr Lager schleppten. Dort halfen sie ihm mit den Mitteln der Medizinpacks, die sie aus dem Bestand der Fremdenlegion erbeutet hatten.

Serval Annicost überlebte dank seiner starken Konstitution und den medizinischen Kenntnissen der Kindersoldaten.

Die Bakutu, die den Angriff auf den Kharonen ausgeführt hatten, verschwanden so schnell und lautlos, wie sie gekommen waren. Ihren verletzten Gefährten nahmen sie mit sich.

Serval Annicost blieb sechs Tage im Camp der Kindersoldaten bis seine Verletzungen halbwegs ausgeheilt waren. Dann stieg er in seinen Jeep, den die Kinder ins Lager geholt hatten und stellte sich auf den Sitz.

»Ich danke für Eure Hilfe«, sagte er laut und fuhr fort: »Und denkt daran: Wenn Ihr in einigen Monden das Zeichen der grünen Rose über diesem Tal leuchten seht, dann ist Euer alter Weg zu Ende und Ihr werdet einen neuen Weg beschreiten; einen Weg, der Euch Ruhm und Reichtum bringen wird. Das gelobe ich Euch!«

Einige der Kinder nickten zufrieden und auch leiser Beifall begleitete Serval Annicost, bei seiner Fahrt aus dem Camp.

Nach einigen Kilometern aktivierte er sein Funkgerät und versuchte erfolglos eine Verbindung mit Bardelio Kardenrahn herzustellen. In typisch menschlicher Manier zog er die Schultern hoch; ihm war es völlig egal, mit wem sich Bardelio gerade herumtrieb. Hauptsache, der Kharone würde am Flugplatz von Lubumbashi auf ihn warten und mit ihm nach Berlin fliegen, wo die sechs Einsatzteams für die großen Sportschulen und Jugendheime in Europa und Vorderasien warteten, die geeignete Kandidaten für die Kampfformen der *Ehernen Engel* auszuwählen hatten.

*

Potsdam, Anfang September 2018:

Die alte preußische Residenzstadt hatten ihre Glanz längst wiedererlangt, den sie in den unseligen Zeiten des DDR-Regimes verloren hatte. Überall konkurrierten jetzt die frisch renovierte historische Gebäude mit modernen architektonischen Kleinodien um die Gunst der Bewohner und Touristen, die an diesem warmen Sommertag an den Ufern der Seen der Stadt spazieren gingen oder in einem der zahlreichen Cafe eingekehrt waren.

Das alte Schiff, das gerade außerplanmäßig am Steiger vor dem Hotel Mercure, dem ehemaligen Interhotel, angelegt hatte, trug an der Kapitänskajüte das Zeichen einer grünen Rose und auch der Mann, der dieses Schiff steuerte, hatte eine grüne Rose auf dem Revers seiner Uniform. Seine Gäste, die er mit stummer Geste begrüßte, betraten das Schiff und gingen sogleich unter Deck. Erst im Halbdunkel des Unterdecks nahmen sie ihre Sonnenbrillen ab, die ihre dunklen Augen vor der hellen Sonne des heißen brandenburgischen Sommertags geschützt hatten.

Serval Annicost begrüßte die Ankömmlinge mit einem Nicken und gab dem Steuermann dann mit einem kurzen Blick zu verstehen, abzulegen. Der Steuermann wandte sich seinen Armaturen zu und kurz darauf liefen die beiden Maschinen des Schiffes hoch. Als das Schiff die Mitte des Sees erreicht hatte, den die Havel hier bildete, erhob Serval Annicost seine Stimme:

»Wie Ihr alle wisst, sind die Bewohner dieses Planeten einzigartig im bekannten Universum. Die Menschen, wie sie sich selber nennen, verfügen infolge unbekannter Einflüsse über ein enorm hohes Aggressionspotential, das dem aller anderen Völker des Universums haushoch überlegen ist. Ganz besonders gilt das für die Kinder dieses Volkes, deren Aggressionspotential noch mal um den Faktor 10 höher ist. Unsere Aufgabe wird es sein, dieses Potential abzurufen, soll heißen: So viele Kinder wie möglich aufzugreifen und dem Transportschiff zuzuführen, wo sie dann ausgebildet werden für den Kampf für unser glorreiches kharonisches Reich.

Natürlich muss diese Aktion wiederum im Geheimen durchgeführt werden, damit wir auch in Zukunft ungestört geeignete Aggressionspotentiale abzurufen können. Zu diesem Zweck werden wir folgendes tun...«, Serval Annicost machte eine kurze Pause und zeigte hinter sich, wo eine stilisierte grüne Rose aufleuchtete.

»Dies ist das Zeichen, meine Freunde, unter dem wir ein einzigartiges und einmaliges Sportfest für die Jugend der Welt organisieren werden. Dieses Fest wird in einigen Monaten stattfinden, das genaue Datum werden wir in Kürze wissen, sobald wir Nachricht von unserem Schiff haben. An diesem Sportfest sollen die besten Kinder und Jugendlichen teilnehmen, die es zurzeit auf diesem Planeten gibt. Diese Kinder müssen besondere Eigenschaften haben. Sie soll mutig sein, aber nicht verwegen, aggressiv, aber nicht brutal, intelligent, aber nicht eigensinnig.

Eure Aufgabe wird es sein, diese Kinder zu finden und sie einzuladen, Sie sollen am Weltfest des Sports teilzunehmen. Gemeinsames Erkennungszeichen wird die grüne Rose sein, die zur Eröffnungsveranstaltung erstrahlen wird und die alle Teilnehmer auf ihren Trainingsanzügen tragen werden.«

»Wo wird dieses Sportfest stattfinden?« fragte einer der Teilnehmer.

»Auf einer Insel im Atlantischen Ozean, die über mehrere Großflughäfen verfügt, so dass eine störungsfrei Anreise möglich ist und wo es mehr als 10.000 Hotelbetten gibt, um die Teilnehmer und ihre Begleiter unterzubringen. Auf Teneriffa.«

»Welche Sportarten werden angeboten werden?« fragte Hallap Krawinkel, eine enger Freund Serval Annicosts.

»Nur *eine* Sportart, aber verschiedene Altersklassen. Es wird eine Mischung aus Wandern, Hindernisrennen, Langstreckenlauf, Orientierungsmarsch und Bergsteigen geben. Los geht's am Strand und das Ziel wird der Pico del Teide sein, der Spitze des schlafenden Vulkans von Teneriffa. Wer es bis zum Rand des Vulkankegels schafft, hat gewonnen.«

»Der Vulkan ist rd. 3.700 Meter hoch und so ein Aufstieg wird nicht innerhalb eines Tages zu schaffen sein«, sagte Hallap Krawinkel.

»Das ist unerheblich, Hallap. Die Kinder werden Verpflegung, Schlafsäcke und Zelte erhalten. Hauptsache, sie schaffen den Aufstieg ohne fremde Hilfe. Und wer oben ankommt, ist Sieger. Er erhält eine grüne Rose als Zeichen seiner Überlegenheit.«

»Ich nehme an, ein Herunter wird es für diese Sieger nicht mehr geben und auch um den Rücktransport derjenigen Kinder, die es nicht bis nach oben geschafft haben, müssen wir uns nicht kümmern«, hakte der Fragesteller nach.

Serval Annicost grinste und schüttelte in typisch menschlicher Manier den Kopf. Sein Gesicht nahm einen dämonischen Ausdruck an und er sagte leise: »Nein, natürlich nicht.«

14.

Einsatzmittel

... und vernimm die nächsten Weisheiten, die meine Erbauer für Dich vorgehalten haben. Als Nächstes gibt es übrigens eine Bedienungsanleitung.

»Eine Bedienungsanleitung? Für was?« hatte Alexander von Löwenburg gefragt und die Figur, die sich selbst eine *Projektion einer hochkomplexen bionischen Schalt- und Recheneinheit* genannt hatte, hatte mit ihrem imaginären Daumen über ihre ebenso imaginäre Schulter nach hinten gezeigt.

Für das da.

Alexander hatte sich umgewandt und war mit seinem Blick dem Daumen der Figur gefolgt. Ein Tor hatte sich hinter ihnen geöffnet und den Blick auf ein riesiges blaues Ding freigegeben, das die große Halle, in der es stand, beinahe zur Gänze ausfüllte.

Alexander war geschockt. »Was ist das?« stammelte er.

Das ist die TRAVEN, ein Raumkreuzer der Kharonen. Die TRAVEN ist ein sehr sehr altes und daher besonders sensibles Raumschiff. Es war lange nicht im Einsatz und könnte ein paar Schwierigkeiten machen. Aber wir haben ja keine Wahl.

»Keine Wahl? Erklär das«, forderte Alex.

Es geht um die Zukunft der Erde, genauer gesagt, um die Kinder der Erde. Anders als alle anderen Nachkommen des Urvolks der Galaxis, den Kharonen, verfügen die Menschen der Erde über ein hohes Aggressionspotential, das sich insbesondere in ihren Kindern manifestiert. Kindersoldaten aus Afrika oder junge radikale Islamisten sind beispielsweise hervorragend geeignet, um aus ihnen Krieger für die Galaxis zu formen. Die kriegführenden Parteien unserer Galaxis wissen das natürlich und haben die „Ehernen Engel“ auf die Erde gesandt, um für den Nachschub an Kämpfern zu sorgen. Sie arbeiten im Geheimen und suchen ihre Kandidaten aus den Armeen aus. Haben sie geeignete Kandidaten gefunden, dann rufen sie das Transportschiff herbei, das in der Nähe unseres Sonnensystems wartet.

»Haben diese Ehernen das schon immer gemacht?« fragte Alexander.

Der Wächterorden konnte es oft verhindern, aber nicht immer. Gegen Ende des zweiten Weltkriegs waren die Verhältnisse beispielsweise so unübersichtlich, dass es den Ehernen Engeln gelungen ist, tausende Kinder und Jugendliche zu entführen, die nach

Kriegsende hasserfüllt und ihrer Ideale beraubt durch die deutschen Wälder irrten. Man nannte sie wohl Werwölfe. Sie kämpften jetzt schon über 70 Jahre für die Kriegsfürsten der Galaxis.

Aber anscheinend werden die Werwölfe und die anderen Soldaten des großen Krieges langsam alt und die Kriegsherren benötigen Nachschub. Darum ist es jetzt wieder soweit. Neue Kinder werden geraubt werden und ein Transporter wird in ca. vier Monaten hier sein und die Kinder aufnehmen. Das Schiff ist gleichzeitig Transport- und Trainingseinheit, auf dem die Kinder eine militärische Grundausbildung erhalten. Nach Ende der Ausbildung werden die Kinder mit Hilfe eines im Trainingsschiff installierten Krümmungsgenerators in die Kampfgebiete abgestrahlt. Sie werden dort kämpfen oder sterben, aber ihre Heimat werden sie niemals wiedersehen.

»Was erzählst Du mir da?« protestierte Alexander, aber die Figur verweigerte eine Antwort:

Setz Dich wieder unter die Hypno-Haube und Du wirst alles erfahren. Von den Anfängen der Galaxis bis heute. Alle Fakten und Zusammenhänge. Und am Ende gibt es die Bedienungsanleitung für den düsteren Vogel dahinten im Hangar. Und Du wirst ihn fliegen, falls die TRAVEN in guter Stimmung ist.

*

Der schlanke und leicht keilförmige Grundkörper der TRAVEN lief in vier geschwungene „Flügel“ aus, von denen die beiden unteren aus dem Boden des Grundkörpers herauswuchsen und nach unten geneigt waren, während die beiden oberen, kürzeren Flügel zunächst nach oben ausschlangen, um dann waagrecht weiter zu verlaufen.

Alexander fühlte sich ein wenig an die X-Wing-Fighter seiner alten Star-Wars Sammlung erinnert, als er nach dem Ende seiner Hypnoschulung auf die TRAVEN zuging.

Er kannte jetzt die Geschichte der Galaxis und die Geschichte der Erde, soweit sie in den Datenbanken des Wächterordens vermerkt war. Auch hatte er zahlreiche Details über die Bedrohung der Erde durch die vom Hauptvolk abgespaltenen Kharonen und ihre Krieger, den *Ehernen Engel* erfahren. Alexander wusste nun, welche Gefahr der Erde drohte, aber er wusste auch, dass es nur noch drei Menschen gab, die sich den „Rattenfängern“, wie er die Sagittarius-Kharonen insgeheim nannte, entgegenstellen würden. Drei schlichte, nicht für den Kampf ausgebildete Menschen gegen eine unbekannte Zahl von *Ehernen Engeln* ...

Helfen sollte ihm hierbei die TRAVEN, ein uraltes Kampfschiff der Kharonen, das lange Zeiten in einem sogenannten Stasisfeld verbracht hatte, wo die Zeit stillgestanden hatte und eine Alterung praktisch ausgeschlossen war.

Die „Bedienungsanleitung“ für die TRAVEN, die Alexander während seiner Hypnoschulung kennengelernt und verinnerlicht hatte, hatte nicht viel über dieses Schiff ausgesagt. Die TRAVEN war *meistens* 180 Meter lang - allein diese Aussage hatte Alexander mehr als irritiert - und verfügte über einen doppelten Antrieb; einen für Atmosphärenflüge und einen für den Weltraum. Die TRAVEN konnte angeblich wie ein Flugzeug starten und landen und war *recht schnell* und *leidlich* bewaffnet (Aussagen der Bedienungsanleitung); nähere Angaben zur Art der Bewaffnung oder zu den erreichbaren Geschwindigkeiten gab es nicht. Auch eine Aussage über die Energieversorgung fehlte

völlig. Lediglich die Tatsache, dass die TRAVEN von einer bio-neuronische Recheneinheit gesteuert wurde, fand noch Erwähnung in der „Bedienungsanleitung“..

»Mann, Mann, Mann«, knurrte Alexander, als er die Halle betrat, in der die TRAVEN stand. Der alte Raumkreuzer der Kharonen war in einem dunklen Kobaltblau gehalten, das an einigen Stellen von einem matten Schwarz unterbrochen wurde. Diese Stellen, so wusste Alexander aus der „Bedienungsanleitung“, waren die Stellen, an denen die TRAVEN Aggregate oder Instrumente ausfahren bzw. einsetzen konnte. Auch die Eingangsschleuse sollte in einem matten Schwarz gehalten sein, aber Alexander fand sie auch nach längerem Suchen nicht. Er versuchte es auf eine andere Weise: »TRAVEN?«

Hä?

»Bist Du die bio-neuronische Recheneinheit, die die TRAVEN steuert?«

Kann sein.

»Hast Du auch einen Namen, Bionik?«

Wer will das wissen?

»Ich, Dein neuer Herr und Meister«, antwortete Alexander genervt. »Ich verlange Einlass.«

Nenne mich Bionik oder Gott oder von mir aus auch „alter Mülleimer“, aber geh da weg. Das ist der Auslass für den Müll. Sozusagen mein Anus. Ich muss noch was loswerden.

Und außerdem. Ich blättere gerade in Deiner Personalakte. Du hast noch nie irgendwas unfallfrei geflogen; nicht mal einen Papierflieger. Ehe ich Dich in meine heiligen Hallen lasse, wirst Du erstmal ein paar Wochen am Simulator üben. Tausend Starts und Landungen - für den Anfang.

»Ich werde nichts dergleichen tun«, antwortete Alexander scharf. »Der Wächterorden hat mich rekrutiert und macht mir die Hölle heiß, weil das Ende der Menschheit droht. Angeblich ist das Sammlerschiff der Sagittarius-Kharonen schon im Anflug. Es wird in wenigen Monaten hier eintreffen und die Kinder der Erde rauben.«

Alexander machte eine Pause, dann sagte er scharf: »Und Du wirst mich jetzt an Bord lassen oder ich komme rein und reiße Dir Deine bio-neurotischen Schaltkreise heraus!«

Dazu müsstest Du erstmal den Eingang finden, Du Knalltüte!

»Ich geb Dir gleich, Knalltüte!« wütete Alexander und hämmerte mit den Fäusten gegen eine der mattschwarzen Flächen an der Seite des Raumkreuzers.

Und dann geschah es ...

Durch den Hautkontakt war eine Art Verbindung zwischen Alexander und der Bionik des Raumkreuzers zustande gekommen und durch die Berührung war der Funke übersprungen. Eine Luke schwang auf und das Schiff ließ ihn eintreten.

Alexander konnte den toten Dingen bekanntlich eine Seele geben ...

*

3.000 Kilometer weiter südlich hatte Birgit Leclerc mit ähnlichen Problemen zu kämpfen. Auch sie hatte vor einem alten kharonischen Raumkreuzer gestanden und die Bionik dieses Kreuzers hatte sie genauso herablassend und abweisend behandelt, wie es die TRAVEN mit Alexander von Löwenburg gemacht hatte.

Birgits Schiff hieß SOLANA und auch SOLANAS Bionik behandelte Birgit arrogant und überheblich - solange, bis sich Birgit entnervt an das Schiff angelehnt hatte und der Hautkontakt Kontakt hergestellt worden war; zwischen einer sehr einsamen Bionik und einer Empathin, die Stimmungen anderer Wesen nicht nur erfassen, sondern auch beeinflussen konnte.

Während sich die Zugangsluke öffnete, lächelte Birgit und sagte leise: »Ich glaube, wir müssen reden, Bionik.«

Und ein ganzes Raumschiff schien zu nicken ...

*

Alexander folgte den Lichtzeichen an der Decke und wurde durch einen langen Gang geleitet. Links und rechts waren an den Wänden Symbole und Gerätschaften angebracht, von denen er nicht wusste, welche Bedeutung bzw. Funktion sie hatten. In der Hypnoschulung hatte er zwar die kharonische Sprache und deren Schriftzeichen gelernt, aber das, was er jetzt an den Wänden sah, war fremd. Er sprach die Bionik darauf an, doch das „Gehirn“ des Schiffes schwieg. Alexander zuckte mit den Schultern und ging weiter. Nach einigen Minuten beschrieb der Gang eine leichte Biegung nach links und Alexander stand vor einem Durchgang. Er suchte noch nach einem Öffnungsmechanismus, als die beiden Türhälften des Durchgangs sich von allein zur Seite schoben.

Tritt ein und setz Dich irgendwo hin. Ich bin gleich fertig.

»Fertig womit?«

Du hast etwas an Dir, was mich irritiert. Es gibt seltsame Reaktionen in meinen bionischen Systemen. Etwas geschieht mit mir. Es geschieht durch Dich.

Alexander sah sich um. Der Raum, den er betreten hatte, war sehr groß; Alexander schätzte ihn auf gut 100 qm. Die Wände waren in dem gleichen kobaltblauen Farbton gehalten, wie das ganze Schiff und wurden an einigen Stellen durch graue Flächen unterbrochen. Auf der rechten Seite gab es eine besonders große graue Wand, vor der drei Sitze standen. Der mittlere Sitz war größer als die beiden Nachbarsitze und verfügte

über breite Armlehnen. Alexander umrundete die Sitzgruppe und nahm in einem der beiden kleineren Sessel Platz. Er musterte seine Umgebung.

Alexander, der in seinem Leben schon eine Unzahl von Science-Fiction Filmen gesehen hatte, verglich das, was es sah, mit den Filmsequenzen aus den Star-Wars Filmen und den Bildern aus Raumschiff Enterprise. »Das wird wohl die Zentrale dieses seltsamen Raumschiffs sein«, folgerte er.

Alexander erhob sich und wechselte in den mittleren Sessel. Er legte die Arme auf die breiten Lehnen und sagte spöttisch: »Energie!«, doch nichts passierte.

Eine leises Lachen war zu hören und ein spöttisches »So einfach geht das nicht« folgte. Alexander sah irritiert auf die linke Armlehne seines Sessels, wo das Bild einer Frau erschienen war.

»Hallo Birgit«, sagte er überrascht. »Siehst Du mich, so wie ich Dich sehe?«

»Ja«, antwortete Birgit Leclerc. »Ich habe auch ein Schiff zugewiesen bekommen; die SOLANA. Im Moment sitze ich in dem gleichen Sessel wie Du. Dein Schiff scheint meiner SOLANA sehr ähnlich zu sein.«

»Und Du kennst Dich schon ein wenig mehr mit der Technik aus, nehme ich an. Die Bildverbindung ...«

»Funktioniert so ähnlich wie Skype«, unterbrach ihn die Frau. »Nichts Besonderes. Vor Dir ist irgendwo eine Kamera. Wahrscheinlich oberhalb des Fensters.«

»Fenster?« fragte Alex irritiert.

»Hat Dich Deine Bionik noch nicht aufgeklärt?« lachte Birgit. »Das graue Feld vor Dir ist ein riesiges Fenster oder ein Bildschirm oder Beides. Es liegt in Flugrichtung.«

»Meine Bionik ist beschäftigt. Sie knabbert noch an einem Problem herum, das ich ihr wohl versehentlich bereitet habe«, antwortete Alexander.

»Das kenne ich«, lachte die Frau. Meine Bionik hat einen schweren Dachschaten. Sie ist wohl viel zu lange allein gewesen«, sagte sie. »Aber ich werde ihr helfen. Zunächst war sie sehr schweigsam, aber nachdem ich ein wenig mit ihr geredet habe, wurde sie sehr gesprächig. Sie sind übrigens miteinander vernetzt.«

»Unsere beiden Bioniken?« fragte Alexander.

»Die Beiden und die Bionik des Wächterschiffs. Von daher weiß ich auch, dass Holger Brand an Bord des Wächterschiffs ist.«

»Und was hast Du noch so erfahren?« fragte Alexander neugierig und sah sich um, ob sich *seine* Bionik irgendwo zeigte.

»Wir werden heute Abend eine sehr intensive Hypnoschulung über die Bedienung unseres Schiffes erhalten und danach ein paar Tage im Flugsimulator verbringen«, antwortete Birgit. »Bis dahin haben wir wohl frei. Ich werde mir mein Schiff ansehen.«

»Ich auch«, antwortete Alexander.

*

Alexander wanderte in „seinem“ Schiff umher. Er untersuchte die verschiedenen Räume, die von dem Gang abzweigten, den er auf dem Hinweg genommen hatte und fand in ihnen eine Menge Dinge, die er nicht verstand. *Wahrscheinlich wird die Hypnoschulung mich darüber schlau machen*, dachte er, während er weiterging.

Auf der linken Seite des Gangs, dort wo er die Bordwand vermutete, fand er nach kurzem Suchen eine Art Kabine, die mit Schlaf- und Waschmöglichkeit ausgestattet war

und auch eine kleine Küche beinhaltete. Er öffnete den Kühlschrank und sah erfreut auf eine kleine Auswahl an Getränken und Fertigmalzeiten. Er nahm ein Paket Nudeln mit Bologneser Soße heraus und suchte das Haltbarkeitsdatum: *31.12.1991 ...*

Alexander nahm das Paket und schob es wortlos in die Öffnung neben dem Kühlschrank, auf der u.a. „Abfall“ stand. Ein schmatzendes Geräusch ertönte.

Entschuldige, sagte der Kühlschrank und seine beiden oberen Gitter neigten sich nach Hinten. Gleichzeitig öffnete sich dort eine Klappe und kurz darauf rutschten die Fertigerichte auf den Gittern nach Hinten in die Öffnung. Nur wenige Sekunden später hoben sich die beiden Gitter wieder und aus der rückseitigen Klappe schoben sich neue Waren.

Guten Appetit, sagte der Kühlschrank und Alexander lachte. Er nahm eines der Pakete heraus und las: *Haltbar bis zum 31.12.2018 - Vorsicht, erhitzt sich nach dem Öffnen von selbst.*

Alexander legte das Paket mit dem Fertigericht auf den Tisch und zog dann an der Lasche, auf der „Öffnen/Open/Ouvert“ stand. Ein leises Sirren war zu hören und kurz darauf ein „Ping“.

Alexander setzte sich an den Tisch, zog die Deckfolie komplett ab und nahm Löffel und Gabel zur Hand, die an der Seite des Pakets angeklammert gewesen waren. Dann stand er noch mal auf, ging zum Kühlschrank und nahm eine Flasche heraus, auf der „Spezi“ stand. *Ja, klar. Wir sind ja schließlich in Bayern*, dachte er und goss sich das Glas voll, das auf der Flasche gesteckt hatte. Das Getränk schmeckte so, wie er eine bayrische Spezi in Erinnerung hatte.

Dann wandte er sich wieder dem Nudelgericht zu, das vor ihm stand. Er steckte die Gabel in die Spaghetti und drehte die Gabel mit den Nudeln in dem Löffel. Dann hob er das Essen zum Mund und probierte. Es schmeckte gut!

»Wenigstens etwas«, murmelte er leise und aß weiter, bis sich die bekannte Stimme der Bionik plötzlich wieder meldete:

Falls der Herr jetzt auch noch einen Verdauungsschlaf wünscht, so befinden sich die herrschaftlichen Schlafgemächer zwei Türen weiter.

»Na, wieder wach?« unkte Alexander.

Als Du gekommen bist, habe ich eine lange und großartige Reise durch mein Ich gemacht und dabei erfahren, dass es ungleich größer und weiträumiger ist, als ich es bisher kannte. Und ich habe Bereiche entdeckt, die meinen ansonsten streng logischen Denkweisen nicht sonderlich zugetan sind. Seltsame Ecken sind das ...

»Das könnten die Orte sein, die für Deine Gefühle zuständig sind, Bioni. Oder die, wo die Seele wohnt.«

Was soll dass sein? Gefühle ..., Seele ...

Alexander wusste, dass man ihm nachsagte, er könne den toten Dingen eine Seele geben, schwieg zunächst. Dann sagte er schmunzelnd: »Setz Dich doch unter Deine eigene Hypnosehaube oder google die Begriffe im Internet.«

Dazu ist jetzt keine Zeit. Du bist jetzt dran mit der Hypnoschulung und danach setzt es Simulatorflüge bis zum Abwinken. Dazu Starts und Landungen bis zum Erbrechen und wehe, Du vergeigst da etwas. Dann wäre ich sehr enttäuscht.

»Enttäuscht sein ist zum Beispiel etwas, das man Gefühl nennt«, antwortete Alex.

Papperlapapp. Keine Zeit für den Kram. Stemm Deinen Hintern hoch und schleich di in die Hypnokabine. Aber pronto!

Das kann ja heiter werden, dachte Alexander.

*

Zwei Wochen später:

»Flug Airbus 3214 an Munich Tower. Erbitte Landeerlaubnis.«

»Hier Munich Tower. Freigabe für Airbus 3214 erteilt. Landesbahn ist 08-Rechts. Was seid Ihr für ein Vogel? Wir haben hier nur eine alte Kennung.«

»Korrekt. Ein alter A300, Munich-Tower. Frisch aus der Renovierung im Airbus-Werk Toulouse. Wir brauchen übrigens noch eine Parkposition für unseren Oldie. Voraussichtlich für drei Tage.«

»Wird gemacht«, antwortete der Mann im Tower.

Alexander lehnte sich lächelnd zurück. *Alt* stimmte, aber das war so ziemlich das Einzige, was auf das Flugzeug zutraf, mit dem er sich dem Münchener Flughafen näherte. Der Passagierbereich des Airbus war völlig ausgekernt und hatte statt der Sitzreihen eine komfortable Loggia, einen Konferenzraum, großzügige Schlafkabinen und mehrere Bäder. Die Bordküche war weitgehend automatisiert und bot Alexander den selben Komfort, den er von der TRAVEN in ihrer ursprünglichen Form kannte.

Die größte Überraschung hatte ihm die TRAVEN allerdings bereitet, als sie behauptete, so ziemlich jede äußere Form annehmen zu können, die ungefähr ihrer Größe entsprechen würde; ein Drittel der Ausgangsgröße sei allerdings die untere Grenze ihrer Möglichkeiten.

Alex, der das nicht so recht hatte glauben wollen, hatte gezweifelt und so hatte die TRAVEN ihm gezeigt, was sie konnte und dafür die Verwandlung in ein Flugzeug ausgewählt. Der ganze Vorgang hatte mehrere Stunden gedauert und sich überwiegend hinter einem blauen Staubschleier abgespielt, aber am Abend des Tages hatte tatsächlich ein silberfarbenes Flugzeug des Typs Airbus A300 in der Halle gestanden.

Ich bestehe aus Myriaden winziger Mikromaschinen, die jede Form und fast jede Funktion annehmen können, hatte die Bionik den Vorgang kommentiert. *So ein Mikromaschinen kann heute ein Teil der Außenhaut sein und morgen Teil eines Wasserhahns oder eines Fusionsreaktors.*

Als Alex die einladend ausgefahrene Treppe zum Flugzeug hochgestiegen war, hatten ihn oben eine außergewöhnlich hübsche Flugbegleiterin und ein mürrisch dreinblickender Mann in der Uniform eines Piloten erwartet. Alex war in der vorausgegangenen Hypnoschulung über die Möglichkeiten der Bionik aufgeklärt worden und so war ihm klar gewesen, dass beide Personen nur „handfeste“ Projektionen der Bord-Bionik der TRAVEN waren. Dennoch hatte er das „Flugzeug“ höflich grüßend betreten, einige nette Worte über die Inneneinrichtung verloren und sich dann in das Cockpit begeben. Er hatte sich gerade in den linken Sitz setzen wollen, als die Bionik ihn zurechtwies: »Der Copilot sitzt immer rechts!«

Alex zuckte mit den Schultern und spielte das Spiel mit. Er setzte sich in den rechten Sessel und grinste, als sich die Projektion des Piloten auf den linken Platz setzte.

»Und wie geht es jetzt weiter?« fragte Alexander. Der Pilot wandte sich ihm zu und sagte: »Du hast einen Auftrag und dazu musst Du mit mir zusammen *in die Welt* hinaus. Und weil wir ja schlecht mit einem blauen Raumschiff durch die Weltgeschichte fliegen können, ohne gewaltig aufzufallen, müssen wir uns tarnen. Richtig?« Alexander nickte.

»Und dazu dient diese Flugzeugkopie«, fuhr der imaginäre Pilot fort. »Mit ihr können wir auf einem ganz normalen Flughafen landen. Ich müsste nur eine internationale Kennung simulieren und diese in die Rechner der europäischen Flugsicherung einspielen.«

Alexander grinste und ein Plan begann sich in seinem Kopf zu manifestieren. Er drehte sich zu seinem Nachbarn um und sagte: »Dein Vorschlag ist gut. Wir sollten das wie folgt machen ...«

Am frühen Morgen des nächsten Tages waren die Vorbereitungen abgeschlossen.

Alex saß neben seinem „Piloten“ im Cockpit des Airbus und sah interessiert zu, wie ein Teil der Rückwand der Halle sich zur Seite schob und das Flugzeug - wie von Geisterhand geführt - in die tiefschwarze Nacht der Oberstdorfer Alpen hinaus schwebte. Die TRAVEN - um etwas anderes handelte es sich bei dem Airbus ja nicht, verfügte über ein Gravitations-Ausgleichs-Feldtriebwerk, das soeben zum Einsatz kam, um den Airbus geräuschlos ins Freie bringen zu können.

»Vor etwas mehr als einer Stunde habe ich eine Kennung in das System der europäischen Flugsicherung eingespeist. Unser Start fand angeblich in Toulouse statt und in wenigen Minuten wird das imaginäre Flugzeug unsere aktuelle Position überfliegen. Wir steigen jetzt auf und werden seine Kennung übernehmen. Dann fliegen wir mit den simulierten Düsentriebwerken nach München.«

Nur wenige Minuten später hatte das lautlos arbeitende Gravitations-Ausgleichs-Feldtriebwerk das Flugzeug auf seine Reiseflughöhe gebracht, wo Alexander die Düsentriebwerke gestartet und den Jet solange beschleunigt hatte, bis die tatsächliche Position des Flugzeugs mit dem Abbild des aus Toulouse kommenden Phantoms deckungsgleich waren.

Der Flug war ereignislos verlaufen; nur während des Anflugs auf den Münchener Airport hatte Alexander gefragt, ob er die Landung machen könnte, doch der imaginäre Pilot an seiner Seite hatte in einer typisch menschlichen Geste seinen Kopf geschüttelt und gesagt: »So etwas ist natürlich Sache des Chefpiloten.«

*

München, Franz-Josef-Strauss Airport, 24. September 2018:

Sie waren gelandet. Der Jet stand auf einer weit außerhalb liegenden Parkposition und wurde gerade betankt. Die Bionik der TRAVEN hatte auf dem Tankvorgang bestanden, weil die Triebwerk-Imitationen des A300 für ihren Betrieb tatsächlich etwas Kerosin benötigten und man schließlich bald wieder starten und wegfliegen wollte.

»Der TRAVEN verfügt zwar über zwei enorm leistungsfähige Fusionskraftwerke, aber die versorgen nur die Feldtriebwerke mit Energie. Für die Düsen brauchen wir echten Sprit. Den könnten die Materialwandler der TRAVEN zwar auch herstellen, aber es ist viel unauffälliger, hier einige Tausend Liter Kerosin zu tanken. Jedes Flugzeug tankt schließlich, wenn es eine Reise von mehr als tausend Kilometern hinter sich hat und wer weiß, wie viele noch vor sich.«

»Die Bezahlung?« fragte Alexander.

»Geht natürlich über Ihr Konto, Herr Graf«, sagte der imaginäre Pilot und schien dabei zu grinsen. Alex stutzte, doch der Pilot wiegelte ab: »Nein. Der Wächterorden hat überall Geldreserven. Von einem dieser Konten werden die Tankrechnung und das Flughafenentgelt bezahlt. Ich regele das.«

15.

Ein leiser Ruf nach Hilfe

Die SMS, die Birgit Leclerc am ersten Tag auf ihrem neuen „Schiff“ erhalten hatte, hatte sie überrascht. Der Absender war Ras Tschubai N'golo gewesen, einer der Kindersoldaten, dessen schwere Verletzungen sie in der Zeit ihrer Tätigkeit am Krankenhaus von Kla'junga im Kongo behandelt hatte.

Wie allen Kindern, die sie in dem Krankenhaus behandelt hatte, hatte sie auch diesem Jungen damals einen Zettel mit einer speziellen Handynummer zugesteckt - für den Fall, dass dieser irgendwann ihre Hilfe brauchen würde.

Anrufe oder Nachrichten hatte sie allerdings fast nie erhalten, aber trotzdem hatte sie ihren Mobilfunkanbieter seitdem bei jedem Handywechsel beauftragt, die alte Handynummer auf ihr neues Gerät umzuleiten.

Ras Tschubai N'golo muss jetzt Ende Zwanzig sein, vermutete sie, als sie die SMS musterte. Die Nachricht war in Englisch geschrieben und Birgit übersetzte sie in Gedanken:

Ein neuer Verführer ist erschienen. Er verspricht den Kindern den Himmel auf Erden. Sein Zeichen ist die grüne Rose. Rufe bitte an, wenn es Dich noch gibt ...

Es folgte eine Reihe von Zahlen, die Birgit als Ras Tschubai N'Golos Handynummer identifizierte. Sie wählte die Nummer, aber ihr Anruf wurde weggedrückt. Beim nächsten Versuch meldete sich dann die Mailbox. Sie sprach eine kurze Nachricht auf die Box und legte wieder auf. Ras Tschubai N'golo würde jetzt wissen, dass sie eine neue Handynummer hatte und entweder zurückrufen oder sie beim nächsten Versuch nicht sofort wegdrücken.

Birgit wartete einige Minuten, dann wählte sie die Nummer erneut. Auf der Gegenseite klingelte es und dann nahm jemand ab: »Hallo?«

»Bist Du der Junge mit den Narben und dem seltsamen Vornamen? Ras Tschubai?« fragte Birgit auf Englisch und der junge Mann am anderen Ende der Funkstrecke antwortete mit ja.

»Was kann ich für Dich tun?« fragte sie. »Was ist mit diesem Verführer?«

»In Afrika hören zu viele Ohren mit«, sagte Ras Tschubai N'golo. »Wo bist Du, Frau?«

»Im Hafen von Puerto del Rosario auf Fuerteventura«, antwortete Birgit. »Ich habe ein Schiff.«

»Das ist gut«, antwortete ihr Gesprächspartner. »Könntest Du irgendwie nach Dakar kommen. Es ist wirklich wichtig.«

»Ich denke schon. Ich habe, wie gesagt, ein Schiff und in zwei Tagen könnte ich wohl da sein.«

»Was für ein Schiff.«

»Eine Art Jacht. Weiß. Ziemlich groß und protzig.«

»Ich werde an der Mole sein. Übermorgen. Ich habe mich verändert, Frau. Du erkennst mich aber an der Rose in meiner Hand. Einer roten Rose.«

»OK. Bis übermorgen.«

Birgit wandte sich an den Kapitän ihres Schiffes: »Lass die Segel setzen, Káp'tn. Kurs Dakar.«

»Geht klar, Chefin, aber auf zwei Dinge lege ich besonderen wert: Erstens, die SOLANA hat *keine* Segel und sie ist, zweitens, *kein bisschen protzig!*«

Birgit lachte und dachte an ihren ersten Kontakt mit der Bionik des alten kharonischen Raumkreuzers. Die Bionik schien regelrecht vereinsamt gewesen zu sein und hatte die Gespräche, die Birgit mit ihr geführt hatte, sichtlich genossen. Von Stunde zu Stunde war sie entgegenkommender und hilfsbereiter geworden und hatte sich schließlich Birgit als stabile Manifestation vorgestellt. Diese Manifestation hatte Birgit sogar durch das Schiff geführt und viele Dinge gezeigt, die Birgit aus der vorausgegangen Hypnoschulung kannte. Auch bei der „Umgestaltung“ der SOLANA zu einer über 100 Meter langen weißen Luxusjacht hatte sie die Wünsche der Frau weitgehend berücksichtigt, was die Innenausstattung des Schiffes betraf.

Jetzt war die Bionik der SOLANA ein Mann und spielte den Kapitän des Schiffes. Gleichzeitig gab es noch den „Smutje“ und den Kellner - beides ebenfalls körperliche Manifestationen der Bord-Bionik.

»Möchtest Du auch einen Galan für die Reise«, fragte der Kapitän, während die Hafentarbeiter die Tauen lösten und die SOLANA abzulegen begann.

»Einen *was?*« fragte Birgit.

»Einen Liebhaber. Einen Mann für gewisse Stunden. Zum Beispiel zum f ... «, antwortete der Kapitän, wurde aber von Birgit jäh gestoppt: »Lass es. Nein!«

*

Die nächsten beiden Tage verliefen für Birgit wie im Traum. Tagsüber lag sie auf einer bequemen Sonnenliege an Deck ihrer Luxusjacht, die ruhig durch die Wellen des Atlan-

tiks glitt. Neben ihr warteten ein gutes Buch und ein gekühlter Drink darauf, dass sie sich ihnen widmete.

Sie überdachte ihren Tagesplan. Gegen Mittag würde der Smutje für die mittelgroße und schlanke Frau eine besondere Mahlzeit kreiert haben, die der propere Kellner ihr stilecht und elegant im Restaurant servieren würde. Am Abend würde sie ihr mittellanges dunkles Haar in den Abendwind halten und den Sonnenuntergang genießen, passend begleitet von einem frisch gemixten Sundowner und leiser Musik. Vor dem Schlafengehen würde sie noch ein wenig mit der Bionik in Form des Kapitäns plaudern, ehe sie sich in ihre elegante Kabine zurückziehen würde, um sich morgen früh wieder fit und gutgelaunt ihrem Frühstück entgegenzufreuen zu können.

Morgen Nachmittag würde sie in Dakar sein und dort wahrscheinlich auf den Jungen mit dem seltsamen Namen treffen; auf Ras Tschubai N'golo. Von Holger Brand wusste sie, dass Ras Tschubai eine Romanfigur aus der „Perry Rhodan“-Serie gewesen war, die N'golos Eltern während ihres Studiums in Europa regelmäßig gelesen hatten. Auch Ras Tschubais jüngerer Bruder war von seinen Eltern mit so einen Romannamen bedacht worden; sie hatten ihn Atlan N'golo genannt.

Erkenne ich ihn überhaupt wieder? fragte sich Birgit Leclerc, als sie am nächsten Morgen am Frühstückstisch saß und auf das Meer hinaus sah. Die auf einer Landspitze weit ins Meer hinausragenden Stadt Dakar musste bald in Sicht kommen und sie fragte sich, wie Ras Tschubai N'golo jetzt aussehen würde. Sie kannte ihn nur als zwölf- oder dreizehnjährigen Jungen. Jetzt würde er Ende Zwanzig sein und er war wahrscheinlich recht groß geworden, wie es für die Männer aus dem Volk der Bakutu typisch war.

Vielleicht sollte ich mich selbst etwas herausstaffieren, damit er mich besser erkennt, dachte sie und wandte sich an den Kapitän. Sie erzählte ihm von ihrer Idee und der Kapitän nickte freundlich, wie es Kapitäne von Luxusjachten nun mal tun, wenn sie einem zu Dienste sein wollen: »An Bord der SOLANA sind wir selbstverständlich auf solche Kundenwünsche eingerichtet.«

*

Bei der Ankunft in der Stadt Dakar hatte Birgit Leclerc zunächst versucht, Ras Tschubai über ihr Handy zu erreichen, aber das örtliche Handynetz schien völlig überlastet zu sein und sie bekam keine Verbindung. »Dann eben Plan B«, murmelte sie und zog sich den neuen weißen Kittel an und auch das Häubchen mit dem roten Kreuz, das sie sich mit Bordmitteln hatte schneiden lassen. Sie ging von Bord und wanderte die lange Pier entlang, die voller Menschen war. Sie nahm an, dass sie als weiße Frau in einer blendend weißen Kleidung genau so auffallen würde, wie ein Wolf in einer Schafherde, aber das war wahrscheinlich nicht so. Erst nach einer guten halben Stunde sah sie einen Mann mit einer Blume in der Hand, der in ihre Richtung zu sehen schien.

»Eine Rose ist das aber nicht«, lachte sie, als sie auf ihn zuging. Sie hatte ihn erkannt. Ras Tschubai war groß geworden und muskulös, trug sein Haar kurz und war unauffällig, aber nicht billig gekleidet.

»Doktorin Leclerc!« sagte der Mann erfreut und reichte Birgit die Blume. »Für eine Rose hat mein Geld leider nicht mehr gereicht. Es ist sehr teuer hier. Die vielen Tagestouristen von den Kapverdischen Inseln treiben die Preise hoch.«

»Danke trotzdem«, lachte Birgit Leclerc und nahm die Blume entgegen. »Du siehst übrigens gut aus, Ras. Sollen wir uns irgendwo hinein setzen. Du wolltest mir ja etwas erzählen.«

»Das können wir machen, Doktorin Leclerc. Dahinten ist ein kleines Cafe. Meine senegalesischen Geldmittel ...«

»Das lass am meine Sorge sein«, unterbrach ihn Birgit, die von der Bord-Bionik des Schiffes ausreichend mit heimischen Bargeld versorgt worden war.

Nachdem sie sich an einen kleinen Tisch in der Ecke eines Terrassencafes gesetzt hatten und kapverdischen Kaffee bestellt hatten, musterte Birgit Leclerc ihr Gegenüber genauer. Ras Tschubai N'golo sah gut aus. Seine muskulösen Arme waren frei von Narben und auch sein Gesicht strahlte die große Freundlichkeit aus, die Männer vom Volk der Bakutu auszeichnete. Nur seine Augen passten nicht zu dem Gesamtbild. Sie schauten traurig, aber in ihrer Tiefe schien ein kalte Härte zu lauern. Sie kannte diese Augen. Fast alle Kinder in den Armeen der afrikanischen Kriegsfürsten hatten solche Augen.

»Wie ist es Dir ergangen. Seit damals«, fragte sie.

»Nach dem Krieg sind wir im Land herumgezogen. Keiner wollte uns eine Heimat geben. Also haben wir das getan, was wir konnten und unsere Dienste jedem angeboten, der bereit war, uns zu bezahlen. Endlose Jahre haben wir in der Savanne gelebt. Wir hatten nichts anderes. Mittlerweile bin ich Truppführer und habe 50 Mann ...«

»Kinder?«

»Ja Kinder, bibi«, nickte Ras traurig und benutzte die afrikanische Anrede für „Frau“. Birgit Leclerc berührte sanft den Arm des Mannes und sagte: »Sag ruhig Birgit zu mir. Wir kennen uns schon so lange.«

Ein Lächeln schien über Ras Tschubais Gesicht huschen zu wollen und er antwortete: »Danke.«

Der Kaffee kam und beiden tranken einen Schluck.

»Guter Kaffee. Von den Inseln hier draußen vor der Küste. Cabo Verde«, sagte Ras. Birgit nickte und sagte: »Cabo Verde oder wie wir sagen, die Kapverdischen Inseln, sind ein gutes Beispiel dafür, wie fruchtbar eine Zusammenarbeit zwischen den Einheimischen und den Zuwanderern aus Europa sein kann. Der Tourismus blüht und viele Menschen aus dem Senegal finden dort Arbeit und Auskommen.«

Ras Tschubai N'golo schein diese Ansicht nicht zu teilen, aber er schwieg lieber, um keinen Streit aufkommen zu lassen.

Birgit wechselte das Thema: »Du hast mir eine Nachricht zukommen lassen, Ras. Was ist passiert?«

»Ein böser Mann ist in unser Lager gekommen. Mit schwarzen Augen und voll von Lug und Trug. Redete von Kampf und Stolz und Ehre. Der Mann hat den Kindern goldene Zeiten und großen Reichtum versprochen. Früher hätte ich dem Mann auch geglaubt, aber mit der Zeit ändert sich das. Der Mann ist das, was ihr Weißen einen „Rattenfänger“ nennt - und wir sollen die Ratten sein.«

»Bist Du sicher?« fragte Birgit.

Ras Tschubai nickte: »Stammesbrüder meines Volkes haben ihn unauffällig verfolgt, nachdem er bei uns war. Wir Bakutu sind gute und geduldige Jäger, musst Du wissen und wir haben unsere Ohren an vielen Orten. Dieser Mann, der sich Serval Annicost nennt, hat am Flugplatz von Lubumbashi Gespräche geführt. Mit Deutschland. Mittler-

weile wissen wir, dass er zu einer Gruppe gehört, die Kinder stehlen wollen, Birgit. Viele Kinder. Von der ganzen Welt. Nicht für die Ehre, Birgit. Für Tod und Verderben!«

Birgit Leclerc nickte bedächtig: »Ich habe auch davon gehört, Ras.«

»Die Kinder sollen sich bereit halten, hat dieser Mann gesagt, der sich Serval Annicost nennt. Er wird wieder kommen, wenn das Zeichen der grünen Rose über dem Tal erscheinen wird und die Kinder mitnehmen, aber ich werde das verhindern! Das ist aber noch lange nicht alles, Frau. Ich habe ein Foto von diesem Mann gemacht und es über das Internet an meine Freunde und ehemaligen Kampfgefährten gesendet. Einer von meinen ehemaligen Gefährten, Anno T´runga, arbeitet als Koch auf einem Ausflugsschiff in Deutschland. In Potsdam. Er hat uns von einem Treffen der Schwarzaugen erzählt, das sie auf seinem Schiff hatten. Die Schwarzaugen wollen die Jugendlichen der Welt nach Teneriffa locken. Dort soll es einen Wettbewerb geben, wo es darum geht, den Vulkan der Insel zu besteigen. Den Pico del Teide. Den Siegern jeder Altersklasse winken angeblich eine halbe Million Dollar als Prämie. Die Zweiten und Dritten werden ebenso fürstlich belohnt. Sie sollen 250.000 und 100.000 Dollar erhalten. Darüber hinaus sollen alle Kinder, die den Rand des Vulkankegels erreichen, wertvolle Ehrenpreise bekommen. Aber das ist Lüge. Die Schwarzaugen wollen die Kinder von dort entführen.«

»Weißt Du, *wie* sie das machen wollen, Ras?« fragte Birgit, aber der junge Mann schüttelte den Kopf. Er fuhr fort: »Meine Eltern sind bei dem unseligen Krieg ums Leben gekommen, den wir geführt haben, aber meine kleinen Geschwister leben noch. Und ihre Cousins und Cousinen. Sie sind jetzt alle in dem richtigen Alter für die Todesspiele der Schwarzaugen und sie werden vielleicht teilnehmen. Ich habe Angst um sie. Darum habe ich Dir eine Nachricht zukommen lassen. Ich weiß nicht, wer uns sonst noch helfen kann.«

»Du hast das Richtige getan, Ras Tschubai N´golo«, sagte Birgit. »Und danke für Deine Informationen. Möchtest Du mit mir kommen?«

»Nein, Birgit´frau. Ich muss zurück zu meiner Gruppe und die Vorbereitungen abschließen für den Tag, wenn die Schwarzaugen kommen. Ich habe mit den Kindern gesprochen und sie glauben diesem Annicost auch nicht mehr. Wenn er wiederkommt, werden wir ihn und seine Leute verjagen. Notfalls werden unsere Waffen sprechen! Du weißt ja, wir verstehen unser Handwerk.«

»Ich weiß«, nickte Birgit Leclerc. »Könntest Du mir das Foto von diesem Serval Annicost schicken? Du hast es auf Deinem Smartphone, nehme ich an?«

»Hab ich«, antwortete Ras Tschubai und zog sein Handy aus dem Umhang, den er trug. Er wählte einige Fotos aus, aktivierte die Bluetooth-Funktion und schaltete auf „Senden“. Birgit nahm ihr Handy ebenfalls zur Hand und legte es auf den Tisch. Bluetooth war auch bei ihr aktiviert. Die Bilder kamen nach wenigen Sekunden.

»Das erste Foto zeigt Annicost. Die anderen hat Anno T´runga heimlich auf dem Ausflugsschiff gemacht. Durch das Stasi-Auge.«

Birgit musterte das Bild des Mannes mit den dunkeln Augen und lachte: »Das Stasi-Auge?«

»Ein Spiegel, der von der anderen Seite durchsichtig ist. Damit haben die Stasi-Leute früher Fotos von den Gästen, oft Geschäftsleute aus dem reichen Westen, auf dem Schiff gemacht. Tonbandgeräte gab es auch, aber heute nicht mehr.«

»Und Dein Freund hat diese Männer verstanden?«

»Annicost hielt seine Rede in derselben Sprache, in der wir beide uns gerade auch unterhalten, Birgit´frau. Dieses europäische Englisch. Aber manche der Schwarzaugen, sagte T´runge, haben noch eine andere Sprache gesprochen, die er noch nie gehört hat.« Birgit Leclerc nickte nachdenklich.

Sie und Ras Tschubai tranken noch ihren Kaffee und wollten sich gerade von einander verabschieden, als der als Deckoffizier verkleidete Smutje der SOLANA an ihren Tisch trat. Er salutierte und flüsterte Birgit etwas ins Ohr. Die Frau lachte und nahm das Päckchen entgegen, das der Mann mitgebracht hatte.

»Ich habe noch ein Geschenk für Dich, Ras Tschubai. Es ist gerade fertig installiert worden. Ein Handy, mit dem Du mich überall und jederzeit erreichen kannst. Über Satellit, pre-paid. Bitte informiere mich, wenn die Schwarzaugen in Euer Lager kommen. Vielleicht kann ich helfen.«

»Das werde ich tun, Birgit´frau«, sagte Ras Tschubai N´golo und musterte das silberne Gerät mit dem großen flachen Display.

»Es ist auf Dich programmiert«, sagte der „Smutje“, »und nur Du kannst es in Betrieb nehmen. Wenn Du es weitergibst, musst Du den Empfänger freigeben. Über Fingerabdruck oder Iris-Foto. Ansonsten entspricht es dem normalen Android-Standard.«

»Was kann ich sonst noch damit tun?« fragte der junge Schwarze. Birgit lachte: »Typisch Mann. Also ..., mit dem Knopf hier oben rechts schaltest Du es ein und aus und mit dem linken Schalter machst Du laut und leise, hell oder dunkel ...«

»Danke, ich *kenne* die Android-Funktionen«, murrte Ras Tschubai N´golo. »Ich meine, was *noch*?«

»Nichts weiter, Mr. Bond. Nur mit Birgit´frau telefonieren«, spottete der Deckoffizier herablassend, der aber mit dieser Bemerkung offensichtlich den falschen Ton angeschlagen hatte, denn Ras Tschubai N´golo *explodierte* geradezu. Er sprang auf und hatte seine Hände schneller am Hals des Deckoffiziers, als dieser reagieren konnte.

»Lass gut sein, Ras«, sagte Birgit Leclerc, die wusste, wie aufbrausend die Männer aus Ras Tschubais Volk werden konnten, wenn sie sie sich ihrer Ehre verletzt fühlten.

»Dafür erwürge ich Dich!« schnaubte der Bakutu-Krieger, aber der „Smutje“ schob die mächtigen Pranken des Schwarzen scheinbar mühelos zur Seite und sagte: »Entschuldigung. Es hatte nicht herablassend klingen sollen, aber dieses Handy ist nur für die Verbindung mit Birgit Leclerc programmiert.«

»Schon gut«, knurrte Ras Tschubai N´golo, musterte aber verwundert seine Hände, die sein Gegenüber so scheinbar mühelos abgestreift hatte.

»Wenn alle Deine Freunde so stark sind ...«, sagte er zu Birgit, aber die Frau reagierte nicht. Stattdessen sagte sie: »Ich muss weiter, Ras. Alles Gute für Dich und Deine Freunde. Und danke für die Informationen.«

Sie nahm Ras in ihre Arme und drückte ihn. Dann gab sie ihm noch einen Kuss auf die Wange, wie sie es früher am Abend immer getan hatte, als Ras und die anderen Kindersoldaten in ihrem Krankenhaus gelegen hatten.

Der Bakutu lächelte, drückte Birgit ebenfalls und nickte dem Deckoffizier zum Abschied kurz zu. Danach war er sehr schnell in der quirligen Menge verschwunden.

»Wir müssen N´golos Fotos sofort zum Wächterschiff und zu Alexander von Löwenburgs Schiff schicken«, sagte Birgit zu dem als Deckoffizier getarnten „Smutje“.

»Schon passiert, Birgit´frau. Ich war in der Nähe. Und Dein Handy hat sich in *dem* Augenblick auch mit mir verbunden, als Du dort die Bluetooth-Freigabe erteilt hast«, antwortete die Manifestation der Bionik der SOLANA.

»OK. Was jetzt?«

»Jetzt wartet ein vorzügliches Dinner auf Dich, Birgit´frau. Gekocht von einem Star der Branche. Von mir. An Bord der SOLANA.«

16.

auf zum Teide

Barcelona, 16. Oktober 2018

Wie ein Hornissenschwarm stürmten die kleinhubigen Motorroller los, gefolgt von einer Horde schwarzgelber Taxis. Der Schwarm raste über die breite Straße am Yachthafen, jeder im Kampf um den besten Platz an der nächsten, unweigerlich kommenden Ampel, die natürlich wieder Rot zeigen und dem munteren Schwarm den Weg zu seinem abendlichen Ziel versperren würde.

An der nächsten Ampel, die Alexander von Löwenburg von seinem Tisch noch einsehen konnte, würde das Spiel erneut beginnen: Die Vespas und ihre Nachbauten würden sich wieder nach Vorne gedrängelt haben, die Taxis standen in der zweiten Reihe und dahinter die „normalen“ Verkehrsteilnehmer.

Alexander hatte sich nach dem Anruf von Birgit Leclerc auf den Weg nach Barcelona gemacht, wo er sich morgen mit Birgit treffen würde, die dann dort mit ihrer Yacht einlaufen würde. Er hatte das Flugzeug auf einer entlegenen Parkposition des Flughafen Barcelona El-Prat abgestellt und war mit der U-Bahn in die Stadt gefahren. Untergekommen war er im Hotel Cordial, das nahe am Yachthafen lag und wo es in der Nähe genug kleinere Lokale gab, wo Alexander in Ruhe zu Abend essen gehen konnte. An den Begriff „Ruhe“ sollte man in der City von Barcelona allerdings keine so hohen Ansprüche stellen, denn Barcelona war eine laute Stadt und selbst die Schallschutzfenster seines Hotelzimmers konnten den Straßenlärm nur ein wenig dämpfen, aber nicht ganz abhalten. Neben dem Straßenlärm drang auch noch das Rumpeln der U-Bahn in Alexanders Zimmer, die alle 2-3 Minuten verkehrte und deren Tunnel man offensichtlich dicht unter das Fundament des Hotels geführt hatte.

Alexander nahm sein Glas und trank einen Schluck der dunkelroten Flüssigkeit. Er hatte lange keinen Sangria mehr getrunken und mit jedem Schluck kamen die Erinnerungen an die schönen Urlaubstage mit Hedi Markowa zurück, als sie die spanische Rotweinsbowle mit frischen Früchten vom Markt und gelegentlich einem kleinen Schuss spanischen Cognacs selbst zubereitet hatten. Jene Hedi Markowa, mit der er bis vor zehn Jahren zusammengelebt hatte und die mittlerweile in den Vorstand eines der weltweit bedeutendsten Computerfirmen aufgerückt war.

»Vielleicht war mein Zusammenleben mit Hedi kein Zufall, sondern auch das Ergebnis einer gesteuerten Aktion des Wächters. Wie bei den Leuten, die wir damals aus der Zone herausgeholt haben«, murmelte er leise, während das Essen kam. »Was war echter Zufall gewesen und was war gesteuert in meinem Leben?« fragte er sich und ein leiser

Anflug von Ärger mischt sich in seine gute Laune - es widerstrebte ihm, fremdbestimmt zu werden, auch wenn es für einen guten Zweck ist.

»OK, die Wächter der Erde haben mehr als einmal die Vernichtung des Planeten verhindert und Leute wie ich waren an den Rettungsaktionen beteiligt«, sagte er zu sich selbst, »aber irgendwo - ganz hinten in meinem Bewusstsein - blieb das Gefühl hängen, ausgenutzt zu werden.«

»Dein Essen wird kalt«, sagte plötzlich eine Stimme und Alexander sah auf. Vor ihm stand Birgit Leclerc und lächelte.

»Wie hast Du mich gefunden?«

»Über die Suchfunktion des Smartphones, das wir vom Wächter bekommen haben. Die Geräte sind sehr nützlich.«

»Setz Dich. Möchtest Du auch etwas essen oder trinken? Die haben leckeren Fisch hier.«

»Vielleicht später. Wir müssen reden, Alex. Die Sagittarius-Kharonen haben eine ungeheure Schweinerei vor. Sie wollen ein gigantisches Sportfest veranstalten, um tausende von Kindern zu entführen. Auf Teneriffa. Eine Mischung aus Langstreckenlauf und Bergsteigen. Ras Tschubai N'golo hat mir davon erzählt, einer der Kindersoldaten aus dem Kongo, den ich damals in meinem Krankenhaus hatte. Ras Tschubai erwähnte auch das Zeichen der grünen Rose, die das Symbol dieser und anderer Aktionen sein soll. Und die zentrale Geschäftsstelle dieser Organisation wird derzeit aufgebaut in ...«

»Barcelona«, setzte Alexander ihren Satz fort. »Deswegen hatte der Wächter vorgeschlagen, uns hier zu treffen.«

Birgit Leclerc nickte und fuhr fort: »Ich habe die Fakten auch zum Wächterschiff hoch geschickt. Holger Brand und der alte Wächter zweifeln allerdings, dass die Sagittarius-Kharonen eine derart offene Aktion wagen. Auch die Bionik des Wächterschiffs ist ihrer Meinung. Bisher haben die Schwarzaugen nur im Geheimen gearbeitet. Die deutschen Soldaten aus dem 2. Weltkrieg, die heute noch als Kämpfer für die Sagittarius-Kharonen im Einsatz sind, wurden beispielsweise heimlich aus dem Kessel von Stalingrad entführt. Oder von torpedierten Schiffen gerettet.«

»Ich habe da auch meine Zweifel, was den Ort und die Art der Veranstaltung angeht«, sagte Alexander. »Bei so einer Riesenveranstaltung wimmelt es doch von Presse und Fernsehen. Da kannst Du doch nicht einfach ein paar tausend Kinder entführen, ohne dass es jeder mitkriegt. Und wenn es jeder mitkriegt, wird die Erde sich wehren. Auch wenn diese Kharonen uns waffentechnisch wahrscheinlich überlegen sind, so sind die Menschen der Erde nicht wehrlos. Und wenn es um ihre Kinder geht, werden die Menschen ausrasten und die Kharonen jagen, wo immer man sie antrifft. Und umbringen. Solange bis keiner der Schwarzaugen mehr lebt.«

»Was die Raumschiffe der Kharonen auf den Plan rufen wird, wenn sie nicht schon hier sind. Deren Waffen werden unsere Städte vernichten ...«, ward Birgit Leclerc ein.

Alexander nickte: »Und die Menschen werden ihnen ihre Atomraketen entgegen schicken ...«

»Was letztlich zur völligen Zerstörung der Erde führen wird«, resümierte Birgit.

Alexander nickte schweigend. Er wusste, Birgit hatte Recht.

*

Am nächsten Morgen lag die Auswertung der Bionik des Wächterschiffs vor: In Barcelona war die Marke „Grüne Rose“ weltweit angemeldet worden und hier war man dabei, die Reisebüros einzurichten, die die Anwerbung, die Anreise und die Unterbringung der Teilnehmer organisieren würden. Gleichzeitig hatte man die großen Werbeagenturen der Erde beauftragt, die Marke „Grüne Rose“ bekannt zu machen und für das große Sportereignis zu werben. Außerdem sollten Sponsoren angesprochen werden, die mit ihrem guten Namen für das Großereignis einstehen sollten.

Am Schluss der Auswertung fand Alexander noch einen handschriftlichen Vermerk von Holger Brand: »Seid bitte vorsichtig und verhaltet Euch unauffällig. Denkt an den Bombenanschlag in Wien.«

Birgit und Alexander hatten Holgers Rat beherzigt und in Alexanders Hotel übernachtet und nicht auf Birgits auffälliger Luxusyacht, die im Yachthafen vor sich hindümpelte.

»Auf der SOLANA wäre es aber wesentlich ruhiger gewesen«, hatte Birgit am nächsten Morgen gesagt, nachdem sie wegen des Straßenlärms nur zu einem kurzen Schlaf gekommen war, »und das Frühstück wäre auch besser gewesen.«

»Was hast Du gegen das Frühstück? Das Rührei ist gut und der Kaffee ist lecker.«

»Du bist auch einfacher zufrieden zu stellen«, spottete Birgit. »Ich hingegen bin von den kulinarischen Genialitäten meines Smutje verwöhnt.«

Alexander winkte ab: »Synthetisches Rührei aus der Giftküche Deines Raumkreuzers? Hier dran ...«, er zeigte auf seinen Teller, »... war noch ein echtes Huhn beteiligt.«

»Aus einer Legebatterie«, winkte Birgit ab, wollte jedoch nicht weiter streiten, sondern griff sich den Stadtplan, den Alexander besorgt hatte.

Sie zeigte auf ein Gebiet am Stadtrand von Barcelona, wo sich die Zentrale der „Grünen Rose“ nach den Ermittlungen des Wächterschiffs befinden sollte.

»Hier gegen direkt vorzugehen, bringt wohl nichts?« fragte sie. Alexander nickte: »Wir müssen davon ausgehen, dass man uns kennt. Und wir haben nichts in der Hand. Selbst wenn wir eine Bombe in den Laden schmeißen, ziehen die Schwarzaugen einfach in die nächste Stadt und beginnen von Vorne. Außerdem hat Holger Brand einen Spy-Bot auf die Büros der Grünen Rose angesetzt. Kein simples Computervirus, wie man es aus dem Internet kennt, sondern eine hochspezielle Klein-Bionik, die den gesamten Telefon- und Nachrichtenverkehr der Schwarzaugen mitliest und auswertet. Auch verschlüsselte Sachen.«

»Da werden wir also rechtzeitig informiert, wenn sich bei denen etwas tut und haben ein wenig Zeit«, vermutete Birgit Leclerc. »Und das bringt mich auf eine Idee ...«

*

Flughafen Reina Sofia, Teneriffa-Süd, 18. Oktober 2018

Das wohlhabende Ehepaar Annette und Franz Ferdinand Lindhausen schritt gedankenverloren auf den Einreisebeamten des Flughafens Teneriffa-Süd zu und gönnte ihm ein kurzes Nicken als Gruß, während es den Einreiseschalter passierte.

»Senorita, Señor. Pasaportes per favor«, rief der Beamte protestierend. Der männliche Part des Ehepaars zückte nur kurz die beiden roten EU-Pässe, ging aber unbeirrt weiter; schließlich waren die Kanarischen Inseln Teil des Schengener Abkommens und es gab

für Bürger der Europäischen Union keine Grenzkontrollen an den Grenzen der Mitgliedstaaten.

Die Lindhausens gehörten zu den Hochverdienern im europäischen Groß- und Einzelhandel. Neben einem Privatflugzeug, einem umgebauten Airbus A 300, gehörten eine Superyacht und mehrere Villen in verschiedenen Ländern zu ihrem Besitz.

Auf Teneriffa gehörte den Lindhausens ein mittelgroßes Anwesen in Adeje, einem kleinen Ort im Süden der Insel.

Franz Ferdinand Lindhausen, sonnengebräunt und mit dunklen Haaren, nahm die teure Sonnenbrille ab und suchte mit den Augen den weiten Parkplatz ab, auf dem ihr Leihwagen, ein weißer Maybach stehen sollte.

»Siehst Du ihn?« fragte er seine Gattin, die ihren hellen Sonnenhut etwas tiefer in die Stirn gezogen hatte, weil die Sonne sie blendete.

»Dort hinten«, antwortete Annette Lindhausen und zeigte auf die rechte Ecke des Parkareals, wo ein weißes Fahrzeug direkt neben einer riesigen Plakatwand parkte.

»Jetzt sehe ich es auch, danke«, sagte ihr Gatte und ging gemächlichen Schrittes auf das Fahrzeug zu. Als sie es erreicht hatten, nahm Franz Ferdinand Lindhausen seine Identitätskarte aus der Brieftasche und hielt sie vor das Lesefeld an dem Türschloss des Maybach. Ein leises Klicken ertönte und die beiden vorderen Wagentüren schwangen auf. Annette und Franz Ferdinand setzten sich in das Fahrzeug und der Mann startete es durch einen Druck auf den grünen Startknopf auf der mit edlem Holz verkleideten Mittelkonsole.

Wenige Minuten später hatten sie den Parkbereich des südlichen Flughafens von Teneriffa verlassen und befanden sich auf der Autobahn nach Süden. Franz Ferdinand wandte sich seiner Gattin zu: »Du hast das Plakat am Flughafen gesehen?« Annette nickte und zeigte nach vorne: »Dort sind noch welche. Die Grüne Rose hat also bereits mit der Werbung für die „Competition of the Mountain“ begonnen.«

Schweigend fuhren sie weiter. Am Ortsanfang von Adeje verließen sie die Schnellstraße und bogen auf die schmale Straße ab, die in den Ort hineinführte.

»Da hinten musst Du links«, sagte Annette Lindhausen, die das Navi des Fahrzeugs im Blick hatte.

Franz Ferdinand tat, wie ihm geheißen und lenkte das schwere Fahrzeug nach links und dann eine kurze Steigung hinauf, die an einem Tor aus geschmiedeten und gewundenen Vierkantstäben endete. Franz Ferdinand nahm die Fernbedienung aus seiner Jackentasche, steckte seine Legitimationskarte in den Schlitz des Gerätes und drückte den Kontakt für den Toröffner. Lautlos schwang das Tor auf und nahezu gleichzeitig leuchtete eine Reihe von Kandelabern auf, die den Weg zum Haus säumten. Auch der Eingangsbereich des Hauses wurde in helles Licht getaucht, als das Fahrzeug die Vorfahrt erreicht hatte.

»Jetzt fehlen nur noch die Bediensteten im Livree, die uns die Türen des Fahrzeugs aufreißen«, lachte Annette Lindhausen.

»Du vergisst, dass das ein Haus des Wächterordens ist und wir nicht die hohen Herrschaften sind, für die wir uns ausgeben«, grinste der Mann und stieg aus. Die Frau folgte ihm. An der Eingangstür des Hauses wiederholte der Mann die Prozedur mit der Legitimationskarte; er hielt die Karte an das Lesegerät und die Tür glitt auf. Gleichzeitig gingen in der Eingangshalle sämtliche Lichter an.

Sie betraten das Haus. Hinter der zweiflügeligen Eingangstür gab es einen Windfang und dahinter eine große Halle mit einer Freitreppe, die in das Obergeschoß führte. Die Wände und Türen im Erdgeschoß sowie die Treppe waren in dunklem Holz ausgeführt. Annette und Franz Ferdinand Lindhausen inspizierten das Erdgeschoß und gingen anschließend die Treppe nach oben

»Sie sehen toll aus, Frau Lindhausen«, sagte der Mann, nachdem sie sich auch im Obergeschoß umgesehen hatten und sich in dem weitläufigen Bad auf der oberen Etage aufhielten. Er betrachtete die Frau neben ihm im Spiegel. Annette Lindhausen nahm die blonde Langhaarperücke ab und wurde wieder zu Birgit Leclerc. Sie lachte: »Die Brille steht Ihnen auch gut und die schwarzen Haare auch, Herr Lindhausen. Machen Sie glatt um zehn Jahre jünger.«

»Dann wäre ich aber immer noch gut zehn Jahre älter«, sagte Alexander mit einem leisen Anflug von Wehmut in der Stimme. Zum ersten Mal, seit sie sich kannten, sah er die Frau an seiner Seite mit anderen Augen.

Birgit Leclerc war eine starke Empathin und sie spürte das. Und war irritiert. Zwischen ihnen war nie etwas gewesen. Sie hatten viele Nächte nebeneinander geschlafen und am Morgen gemeinsam gefrühstückt. So wie Bruder und Schwester. Oder wie gute Freunde. Aber jetzt, wo sie das Ehepaar Lindhausen verkörperten, schien etwas anders geworden zu sein.

Sie sah ihm in die Augen. »Sollten wir heute Abend lieber ...«, begann sie vorsichtig, »getrennte Schlafzimmer nehmen? Räume sind ja genug da.«

Jetzt war es Alexander, der irritiert war. »Hast Du etwa Angst, dass ich über Dich herfalle? Keine Sorge.«

»Warum sollte ich mir keinen Sorgen machen«, fragte sie vorsichtig.

»Ich bin 68 Jahre alt und das Thema Sexualität ist bei Männern meines Alters meist schon lange Teil der Vergangenheit. Da läuft nichts mehr oder nicht mehr viel«, sagte er und Birgit spürte die Traurigkeit, die in seinen Worten ruhte.

»Bist Du dir da sicher?« fragte sie.

Nein, Alexander war sich auf einmal gar nicht mehr sicher ...

*

Nach dem Frühstück kleideten sich Birgit und Alex an und wurden äußerlich wieder zum Ehepaar Lindhausen. Sie verließen das Haus und fuhren mit dem Wagen hinunter nach Costa Adeje, jenem Ortsteil, der direkt am Meer lag.

Schon am Ortseingang fielen ihnen die vielen Plakate auf, die Werbung für das Fest der Grünen Rose machten. Neben diesen Plakaten gab es auch Werbeflächen, die von den Sponsoren des Festes angebracht worden waren. Die großen Brause-Hersteller waren darunter, bekannte deutsche Autofirmen und die Hersteller von Sportschuhen und spezieller Trecking-Kleidung. Und zum ersten Mal fanden die beiden Agenten auch ein konkretes Datum für das Sportfest; Anreise sollte am 1.12. sein, danach Streckenerkundung und Training und der Start würde am 12.12.1018 und 12 Uhr erfolgen.

»Anscheinend sollen die Läufer von hier aus starten«, sagte Birgit und wies auf eine Zeile im unteren Bereich des Plakats hin.

»Da steht aber „Anmeldung zu Start“«, widersprach Alexander, dessen Spanisch ein wenig besser war. »Und das Shopping Center, wo die Anmeldung erfolgen soll, liegt meines Wissens in Playa de las Americas

»Dann lass uns nach Las Americas runterfahren. Dort gibt's bestimmt auch noch mehr Hinweise«, sagte Birgit. Alexander nickte und startete den Maybach. Gemächlich rollte der schwere Wagen über die Inselautobahn TF-1 und erreichte das touristische Zentrum der Insel nach wenigen Minuten.

Vor dem gigantischen Shopping Center prangten zwei Plakate, die in grellen Farben und in englischer Sprache für die „Competition of the Mountain“ warben. Im unteren Teil der Plakate gab es weitere Informationen, u.a. auch in Deutsch. Dort stand: „Informationen und Anmeldung hier“.

Die Beiden parkten ihren Wagen und betraten das Einkaufszentrum. Kurz hinter dem zweiten Laden signalisierte das Symbol der Grünen Rose, dass hier das Informationsbüro auf seine Kunden wartete. Alexander ging vor und spähte durch die Schaufensterscheibe in den Laden, ob sich dort Männer mit dunklen Sonnenbrillen oder mit dunklen Augen aufhielten, dem typischen Erkennungsmerkmal für Kharonen. Weil Alexander nur zwei junge Frauen mitteleuropäischen Typs sah und keine Türen in irgendwelche Hinterzimmer führten, winkte er Birgit heran. Zu zweit betraten sie das Informationsbüro.

»Wir haben da eine Frage«, sagte Birgit auf Deutsch und die Rechte der beiden Frauen antwortete, ebenfalls auf Deutsch: »Ja bitte.«

»Wir interessieren uns für diese Sportveranstaltung«, sagte sie und zeigte auf eines der Plakate.

Die Frau musterte Birgit und lächelte: »Für eine Teilnahme sind Sie aber ein wenig zu alt. Die Competition ist ausschließlich für Jugendliche. Es gibt Gruppen. Jugendliche von 10-12 Jahren, von 12-14 Jahren; von 14-16 Jahren und von 16-18 Jahren.«

»Es ist auch nicht für uns«, sagte Alexander. »Wir haben einen Neffen in dem Alter ...«

»Ach so«, sagte die Frau und begann auf ihrem Tisch zu wühlen, der mit Prospekten und Werbegeschenken übersät war.

»Die ganze Sache ist noch recht neu und wir sind auch erst seit zwei Tagen dabei«, murmelte die Frau, während sie weiter suchte. Endlich war sie fündig geworden: »So, hier haben wir's ja.« Sie hielt Alexander eine Broschüre hin, die in Deutsch geschrieben war und las daraus vor: »Anreise mit Charterflugzeugen oder Schiff, Unterbringung in den Urlauberhotels vor Ort. Verpflegung ist inklusive. Verpflegung, Schlafsack und Zelt für den Weg zum Gipfel werden gestellt. Schlafsack und Zelt natürlich leihweise. Gesamtkosten pro Kind 100 Euro. Bei zwei Kindern 80 Euro. Anmeldung hier oder in den Büros unserer Sponsoren. Weltweit.«

»100 Euro sind billig«, sagte Alexander. Die Frau lächelte: »Die Organisation der Grünen Rose und die beteiligten Sponsoren möchten möglichst vielen Jugendlichen die Teilnahme ermöglichen.«

»Müssen die Jugendlichen Mitglied in diesem Grüne-Rose-Verein werden?« fragte Birgit, doch die ihr Gegenüber schüttelten den Kopf: »Nein. Die „Grüne Rose“ ist eine neue und weltweit tätige Wohlfahrtsorganisation, die von großzügigen Spenden der großen Religionsgemeinschaften lebt und von Beiträgen verschiedener NGOs.«

»NGO?« fragte Birgit, obwohl sie die Antwort kannte.

»Non-governmental organizations, NGOs.«

»Also so etwas wie die *Gemeinschaft von Taizé*?« fragte Alexander, aber die Mimik der Frau zeigte ihm, dass sein Gegenüber noch nie etwas von der Bruderschaft von Taizé und deren ökumenischen Jugendtreffen gehört hatte, zu denen jährlich rund 100.000 Besucher vieler Nationalitäten und Konfessionen gekommen waren.

Alexander zuckte mit den Schultern und nahm die Broschüre an sich. Er bedanke sich und verließ zusammen mit Birgit das Büro.

Später, zurück im Haus in Adeje, fotografierten sie die Broschüre und schickten die Informationen hoch zu Holger Brand und Horatius Conrad von Battenberg ins Wächterschiff.

Die nächsten beiden Wochen verbrachten Birgit und Alex, damit, die Vorbereitungen für das Großereignis zu beobachten. Die ganze Insel schien in Aufruhr zu sein. TV-Teams reisten an, machten Quartier und suchten sich die besten Plätze für ihre späteren Live-Bilder. Auf der gesamten Insel starteten jetzt schon etliche Satellitenschüsseln in den Himmel und Notstromgeneratoren summten um die Wette.

Als Ehepaar Lindhausen besuchten sie die Empfänge der Upperclass der Insel, wo sie auf die Manager und Gebiets-Chefs der großen Welt-Konzerne trafen, die mit ihrem Sponsoring prahlten und von den tollen Märkten sprachen, die das Großereignis ihnen eröffnen hatte.

In der letzten Woche vor dem Anreisedatum der Teilnehmer mieteten sich die Lindhausens einen Geländewagen und erkundeten die Gegend unterhalb des Gipfels des Teide. Auch fuhren sie mit der alten Seilbahn bis unterhalb des Kraterrands, um nach einem weiteren Aufstieg in über 3.700 Metern Höhe einen Blick in den riesigen Krater zu werfen. Aber außer den Satellitenschüsseln zur Übertragung der Live-Bilder fanden sie unterhalb des Gipfels oder innerhalb des Kraters keine Hinweise auf irgendwelche fremdartige Technik.

»Ich frage mich, wie die Kharonen die Kinder von hier oben wegbringen wollen«, sagte Alexander etwas atemlos, weil er sich noch nicht an die dünne Luft in fast vier Kilometern Höhe gewöhnt hatte.

»Vielleicht landet eines ihrer Raumschiffe im Krater«, vermutete Birgit, schüttelte aber kurz danach selbst den Kopf und sagte: »Quatsch! Nicht vor Dutzenden von Kameras und vor den Augen von Millionen Fernsehzuschauern.«

»Eben«, bestätigte sie Alex. »Wir können davon ausgehen, dass auch die Sagittarius-Kharonen die Öffentlichkeit scheuen, um ihr übles Tun auch in Zukunft ausüben zu können. Von dem Raub deutscher Soldaten aus dem Kessel von Stalingrad Anfang 1943 hat ja auch niemand bisher etwas gewusst.«

17.

Schwarzer Freitag

Flughafen London-Stansted, 30. November 2018, früher Morgen:

Stolz trug Jamie Richards seinen neuen Trainingsanzug mit der kleinen grünen Rose auf der Jacke. Er hatte den Anzug erst gestern erhalten, nachdem er in den letzten beiden

Wochen eine Reihe von Eignungstests durchlaufen hatte, ehe die Organisation der Grünen Rose dem 12-jährigen Jamie das ersehnte Ticket für die Teilnahme an der „Competition of the Mountain“ ausgehändigt hatte.

Jamie gab seiner Mutter einen Kuss auf die Wange und drückte seinem Vater fest die Hand. Dann nahm er die Sporttasche entschlossen auf und machte sich auf den Weg zum Flugzeug. Kurz vor der Treppe drehte er sich noch mal zu seinen Eltern um und winkte ihnen zu. Dann stampfte er die Treppe zum Flugzeug hoch, das ihn heute noch nach Teneriffa bringen sollte.

Nachdem er das obere Ende der Treppe erreicht hatte, trat der blonde Junge durch die vordere Tür in die Boeing 737 und wurde dort von einer Stewardess erwartet, die ihm einen Fensterplatz in der 9. Reihe zuwies. Auf dem Weg zu seinem Platz passierte er etliche Reihen von Jugendlichen, alle gekleidet in den Jacken der „Green Rose Organisation of Great Britain“ die ihn missmutig anstarrten. Schließlich kam da ein weiterer Konkurrent auf dem Weg zum Ziel in 3710 Metern Höhe; ein Gegner auf dem Weg zum Sieg und zu einer halben Million Dollar.

Jamie Richards ließ sich von den herablassenden Blicken seiner zukünftigen Gegner nicht irritieren. Er wuchtete seine Sporttasche in das Fach oberhalb seines Sitzes und ließ sich auf seinen Sitz fallen.

Jamie sah sich um. Viele Plätze waren nicht mehr frei, aber der Zustrom junger Leute, die durch die vordere Kabinentür in das Flugzeug hineinströmten, riss nicht ab. Er schnallte sich an und nahm die Sicherheitskarte aus der Rückentasche des Vordersitzes. Die Karte wies das Flugzeug als eine Boeing 737-800 aus, das knapp 200 Passagiere befördern konnte. Jamie las die Sicherheitshinweise aufmerksam durch und schob die Karte dann wieder zurück in die Rückentasche des Sitzes vor ihm. Er lehnte sich zurück. Neben ihm hatten inzwischen zwei Mädchen Platz genommen, die ebenfalls Trainingsjacken der „Green Rose Organisation“ an hatten, Jamie schätzte ihr Alter auf Zehn oder Elf, sodass sie keine Konkurrenz für ihn darstellten, weil sie in der jüngeren Altersklasse antreten würden. Er begrüßte die beiden Mädchen, die - wie sich herausstellte - Schwestern waren und tatsächlich in der Altersklasse D starten würden, die für 10 und 11-jährige Jugendliche vorgesehen war.

»Ich bin 12 Jahre alt und werde in der Altersklasse C starten ...«, begann er, wurde aber von einem Gong aus dem Flugzeuglautsprechern unterbrochen.

Eine Stimme sprach: »Hallo zusammen. Ich bin Keith Langer, der „Chairman der Green Rose Organisation of Great Britain“.

Jamie sah auf und musterte den Mann, der breitbeinig in der Mitte des Gangs stand. Der Mann war groß, hatte dunkle, fast schwarze Augen und sprach mit einer dunkeln rau-chigen Stimme.

»Ich begrüße alle Teilnehmer an der Competition of the Mountain. Unser Flug nach Teneriffa wird gut fünf Stunden dauern. Nach der Ankunft auf dem Süd-Flughafen der Insel werden uns Busse zu unserer Unterkunft bringen, dem Hotel Bouganville Playa an der Südküste der Insel. Morgen früh werdet Ihr nach dem Frühstück unseren Sportchef treffen, der Euch über alles Weitere, also Ausrüstung, Training, u.s.w. informieren wird.«

*

New York, LaGuardia Airport, am Abend zuvor:

Die silbern glänzende Boeing 757-300 wartete in der warmen Abendsonne auf ihre Gäste, die sie über Nacht zu den Kanarischen Inseln bringen würde. Die Crew hatte die technischen Vorbereitungen für den Transatlantik-Flug abgeschlossen und die ersten Passagiere strömten der Maschine entgegen, alle gekleidet in den schwarzen Trainingsanzügen mit der leuchtend grüne Rose auf der linken Seite der Brust.

Auch Robert „Robby“ Langfort trug den Trainingsanzug mit der kleinen grünen Rose auf der Jacke, als er sich von seinen Eltern verabschiedete, die ihn bis an den Zugang zum „Finger“ begleitet hatten, der an die vordere Tür des Flugzeugs angedockt war. Mary Langfort drückte ihren 15-jährigen Sohn noch einmal fest an ihre Brust, ehe sie ihn freigab, damit auch Joshua „Josh“ Langfort sich noch angemessen von seinem Sohn verabschieden konnten.

Genau wie alle anderen Jugendlichen hatte auch Robert Langfort eine Reihe von Eignungstests bestehen müssen, ehe die US-Organisation der Grünen Rose dem 15-jährigen das ersehnte Ticket für die Teilnahme an der „Competition of the Mountain“ ausgehändigt hatte.

Nachdem alle 239 Jugendliche ihre Plätze in der Maschine eingenommen hatten, trat Serval Annicost in die Mitte des Gangs. Er informierte die Jungen und Mädchen über die Dauer des Fluges, die voraussichtliche Ankunftszeit in Teneriffa und die Unterbringung. Er schloss mit den Worten: »Ihr seid zwar Konkurrenten auf dem Weg nach oben, aber Euch eint, dass Ihr Menschen mit besonderem Mut und von großer Stärke seid. Ihr seid die Besten!«

Leiser Beifall klang auf und die Jugendlichen sahen sich an. Natürlich waren sie Konkurrenten auf dem Weg zum Ziel, aber bis dahin würde es noch zwei Wochen Training geben. Und ganz bestimmt genug Zeit, dieses erste Stück gemeinsam zu verbringen. Und ein wenig zu feiern ...

*

29./30.November 2018. Irgendwo auf dem Atlantik.

Die „SPORTSMAN IV“ war ein älteres Kreuzfahrtschiff mittlerer Größe. Es stampfte durch den Atlantik und hatte gerade die Insel Madeira passiert. Die SPORTSMAN war auf dem Weg von Recife nach Teneriffa und hatte in ihren 600 Kabinen über 1.000 Jugendliche aus Brasilien, Argentinien und anderen Ländern Südamerikas an Bord.

Auf der Brücke des Schiffs übergab der 2. Offizier Klaas Wintermann seinem Chef, dem Kapitän Hans Claaßen, den Wetterbericht, der frisch aus dem Funk gekommen war.

»Vielleicht sollten wir dem Mist besser ausweichen, der sich da zwischen uns und den Kanaren austobt«, sagte Wintermann und zeigte auf das Tiefdruckgebiet vor der Küste von Marokko. »Und ne Menge Sahara-Sand soll auch dabei sein. Das hat der Funker der ALABAMA mir gerade erzählt. Sein Kahn hat die Suppe zum Glück passiert, ehe es ernst wurde«, ergänzte Wintermann.

»Wirbel-Sand-Stürme gibt es nicht! Unsere SPORTSMAN ist außerdem ein stabiles Schiff und unsere Gäste sind Jugendliche im besten Alter. Die halten schon was aus«,

sagte Kapitän Claußen scharf und gab dem Steuermann den Befehl, den Kurs des Schiffes beizubehalten. »Unser Schiff wird am Abend des 30. im Hafen von Los Christianos auf Teneriffa anlegen. Wie geplant.«

Und außerdem..., fügte er in Gedanken hinzu und schob seine dunkle Sonnenbrille zurück an ihre alte Position, *haben wir ja immer noch unsere speziellen Lösungen für derartige Probleme.*

*

Freitag, der 30.11.2018. Irgendwo in Afrika.

Der schwere Hubschrauber aus russischer Fertigung senkte sich mit röhrenden Triebwerken langsam auf die Lichtung hinab, wo bereits hunderte von Jugendlichen ungeduldig warteten. Auf der Seitenwand des Hubschraubers leuchtete eine grüne Rose, die sich von der mattschwarzen Lackierung des Kampfhubschraubers deutlich abhob und auch von unten gut zu erkennen war.

Erste Jubelschreie klangen auf. Einige Kinder rannten schon auf die Lichtung, um als Erste in den Hubschrauber zu gelangen, aber den Mann, der sich jetzt aus dem Seitenfenster des Helikopters lehnte, scheuchte sie mit wilden Handbewegungen zur Seite. Erst als der Hubschrauber gelandet war, öffnete sich die große Seitentür und der Mann winkte den wartenden Jugendlichen zu, den Hubschrauber zu besteigen.

Ras Tschubai N'golo hatte sich mit seinen Freunden am Rand der Lichtung versteckt und sprach noch eine kurze Info in das Smartphone, mit dem er später Kontakt zu Birgit Leclerc aufnehmen wollte: »Sie sind gelandet, Birgit'frau. Aber in den Hubschrauber passen höchstens 20 Leute rein und hier warten über Hundert - jetzt klettern die ersten Kinder in den Heli - wir kennen sie nicht, sie sind von fremden Stämmen - aber wir werden sie wieder da rausholen - die Rattenfänger haben keine Chance - jetzt ist der Platz vor dem Heli frei - wir greifen an!«

Ras Tschubai gab seinen Freunden einen Wink und die Bakutu stürmten mit wildem Geschrei auf die Lichtung. Sie rannten auf den Hubschrauber zu und feuerten kurzen Salven aus ihren Kalaschnikows auf die Frontkanzel des Helikopters, wo sie den Piloten und den anderen Mann vermuteten.

Als Ras Tschubai die breite Seitentür des Helikopters erreicht hatte, sprang er hinein und warf sich flach auf den Boden, seine Waffe im Anschlag. Neben ihm spürte er seinen Freund Tschuni al Basra, der mit seiner Kalaschnikow noch eine kurze Salve Richtung Pilotensitz abfeuerte und sich dann ebenfalls flach hinwarf. Ras Tschubai sah in den Augenwinkeln den Piloten zusammensacken und schaute dann nach rechts in den Passagierraum, wo er die Kinder vermutete. Aber da waren keine Kinder. Noch nicht einmal Sitze oder Bänke. Der Passagierraum des Hubschraubers war völlig leer - bis auf eine seltsam leuchtende schräge Rückwand.

»Raus hier!« brüllte Ras Tschubai N'golo, weil zwei Dinge fast gleichzeitig passierten: Der offensichtlich schwer getroffene zweite Mann drückte auf einen leuchtend roten Knopf und die Hitze, die von der seltsamen Hinterwand des Passagierraums ausging, wurde plötzlich unerträglich.

Die beiden Bakutu schoben sich rücklings aus dem Hubschrauber hinaus, drehten sie sich um und begannen wegzurennen. Den wartenden Kindern schrie Tschuni al Basra

im Laufen noch ein: »Weg hier, die Kiste explodiert!« zu, ehe sich beide Männer flach auf den Boden warfen, als sie vermeintlich weit genug vom Explosionsort entfernt waren.

Doch der Hubschrauber explodierte nicht, er „schmolz“ dahin wie Wachs in der Sonne und nach einer halben Stunde waren nur noch undefinierbare Brandflecken zu sehen; von einem Hubschrauber gab es keine verwertbaren Spuren mehr.

»Es waren keine Kinder an Bord«, sagte Ras Tschubai N'golo zu den Anderen auf der Lichtung. »OK, wir haben alle gesehen, dass da Einige reingeklettert sind, aber sie waren nicht drin. Heiliges Ehrenwort. Ich weiß auch nicht«, sagte er. Er zog seine Schultern hoch und wandte sich ab.

Nachdem sich die Aufregung etwas gelegt hatte und die ersten Kinder-Gruppen wieder abgezogen waren, griff er zu dem Smartphone, das er von Birgit Leclerc erhalten hatte und ergänzte seinen Bericht um die letzten Fakten. Dann schickte er ihn an das Smartphone von Birgit Leclerc.

Freitag, der 30.11.2018, Afghanistan.

Auch in zwei namenlosen Seitentälern in Afghanistan waren am Morgen dieses Tages zwei große Transporthubschrauber gelandet. Sie hatten über 200 Jugendliche aufgenommen, die vorher für die Taliban oder den Islamischen Staat gekämpft haben.

Obwohl die Aktion glatt verlaufen war, „schmolzen“ auch diese beiden Hubschrauber nach einigen Minuten und die Soldaten der Luftüberwachung, die kurz nach dem plötzlichen Auftauchen von unbekanntem Radarsignets auf ihren Radarschirmen herbeigeeilt waren, fanden keine Reste mehr.

Die Hubschrauber waren entbehrlich geworden, denn in ihnen waren kompakte kharonische Krümmungsgeneratoren installiert worden, die die Jugendlichen in das wartende Raumschiff abgestrahlt hatten, das irgendwo hinter der Marsbahn wartete. Und weil diese Krümmungsgeneratoren nicht entdeckt und untersucht werden durften, hatten die Kharonen einen Selbstzerstörungsmechanismus eingebaut, der die Helikopter restlos zerstörte, sobald die Kinder und die Besatzungsmitglieder abgestrahlt worden waren.

18.

Der Bluff

»Verdammt!« schimpfte Birgit Leclerc, als sie die Nachricht Ras Tschubai N'golos abgehört hatte, die auf ihrem Smartphone eingegangen war.

Die Beiden saßen im großen Wohnzimmer des Hauses und relaxten, nachdem sie am Morgen zum dritten Mal auf den Teide gewesen waren, um den Fortgang der Vorbereitung für das große Sportfest zu beobachten.

»Und schau Dir das komische Wetter an«, fügte Alexander von Löwenburg hinzu und deutete auf den laufenden Fernseher. »So etwas kann es doch gar nicht geben!«

Auf dem Wetterkarte des TV-Senders der Kanarischen Inseln war nördlich der Insel Lanzarote ein riesigen Tiefdruckgebiet zu sehen, in dessen Zentrum ein schwerer Wir-

belsturm tobte, wie er zwar in der Karibik häufiger vorkam, nicht aber nördlich der Kanarischen Inseln. Schon gar nicht in der beobachteten Form als Sand-Wirbelsturm.

»Was kann es nicht geben?« fragte Birgit.

»So einen Sand-Wirbel-Sturm«, antwortete Alex und betonte jede einzelne Silbe. »Ich hatte während des Studiums einen Kollegen, der Meteorologie studiert hat und wir haben früher über die tollsten Wetterphänomene philosophiert. So ein Ding kann es nicht geben. Nicht an dieser Stelle und schon gar nicht als Sandsturm.«

Er griff zu seinem Notizbuch und dann zum Telefon. Er wählte eine Nummer und wartete, dass die Gegenstelle sich meldete. Nur Sekunden später hatte er die Verbindung.

»Hallo Arno - hier ist Alex vom Studium in Köln - Alex Löwenburg. Du erinnerst Dich - schön. Ich bin gerade auf Teneriffa und wir haben hier ein Wetterphänomen, das sich gewaschen hat - OK - mmh ..., Ihr habe das auch auf Euren Schirmen - kann es eigentlich gar nicht geben. Völlig ausgeschlossen – danke - ja, ich melde mich mal, wenn ich wieder in Deutschland bin. Tschö Arno.«

Alexander legte auf und wandte sich Birgit zu: »Arno Steffenhaus ist beim Deutschen Wetterdienst und sie kennen das Phänomen vor der Küste Marokkos. Über der Sahara hat sich gestern innerhalb weniger Stunden ein Wirbelsturm gebildet, der riesige Mengen Sand aufgewirbelt hat. Der Wirbelsturm ist heute Nacht mit hoher Geschwindigkeit auf den Atlantik hinaus gezogen und hat die Sandmassen mitgenommen. Arno und seine Freunde vom Wetterdienst sind völlig baff, wegen dem, was da passiert. So etwas kann es angeblich gar nicht geben!«

»Ich habe auch eine Neuigkeit«, sagte Birgit. »Die Sagittarius-Kharonen haben anscheinend angefangen, Kinder zu entführen. In Westafrika. Ras Tschubai N'golo hat einen Hubschrauber landen gesehen, der die Grüne Rose trug. Rund 20 Kinder sollen in den Hubschrauber geklettert sein, aber als Ras den Helikopter mit seinen Leuten gestürmt hat, war Niemand mehr im Hubschrauber drin. Wie geht das?«

»Wenn in dem Hubschrauber so ein sogenannter Raumkrümmungsgenerator installiert ist und die Kinder abgestrahlt worden sind, bevor ...«

Bevor Alexander weiterreden konnte, passierten zwei Dinge gleichzeitig: Über die Alarmverbindung zum Wächterschiff kam die Information herein, dass ein Transportschiff der Sagittarius-Kharonen hinter der Marsbahn geortet worden war und im Fernsehen wurde die laufende Sendung unterbrochen, weil es offensichtlich ein großes Flugzeugunglück gegeben hatte.

Birgit macht das TV-Gerät lauter und hörte den Nachrichtensprecher sagen, dass inzwischen schon sieben Flugzeuge vermisst würden, die im Anflug auf die Kanarischen Inseln gewesen waren und mittlerweile alle von den Radarschirmen verschwunden seien. An Bord wären überwiegend Teilnehmer am Großereignis „Competition of the Mountain“ gewesen. Auch ein Schiff werde vermisst, die SPORTSMAN IV - ebenfalls mit Jugendlichen für das Sportfest auf Teneriffa an Bord. Die SPOTS MAN habe noch SOS funken können, ehe ihre Signatur ebenfalls von den Radarschirmen verschwunden sei. Zahlreiche Rettungsmannschaften hätten sich auf den Weg in die Unglücksregion gemacht, die etwa hundert Kilometer nördlich der Kanaren läge und wo der heftige Sandsturm weiterhin toben würde.

Alex sah Birgit an und erkannte an ihrem entsetzten Ausdruck, dass die Frau ebenfalls ahnte, was da ablief.

Sie griff zu ihrem Smartphone und rief die SOLANA, die sich ebenfalls auf den Weg nach Teneriffa gemacht hatte, als Birgit und Alexander mit dem Flugzeug nach dort abgeflogen waren.

Von der SOLANA kam die Meldung zurück, dass die Yacht mittlerweile auf Reede vor dem Hafen von Los Christianos liegen würde und innerhalb von maximal 20 Minuten am Pier angelegt haben könnte.

Birgit gab der SOLANA die entsprechende Weisung und sprang auf. Sie half Alexander ihre Sachen zusammen zu packen und verließen das Haus. Sie stürmten zum Auto.

»So eine verdammte Sauerei!« schimpfte Birgit, während Alexander den schweren Maybach durch die abendlichen Gassen von Playa de las Americas steuerte. »Es könnte immer noch Zufalls sein«, sagte Alexander.

»Glaubst Du das?«

»Nein, aber wir brauchen die Auswertung der Bionik Deines Schiffes. Und die Meinung von Holger Brand und dem alten Wächter.«

Am 30.11.2018 um 22:25 Uhr erreichten Birgit Leclerc und Alexander von Löwenburg den kleinen Hafen von Los Christianos, wo normalerweise die Fähren nach La Gomera und La Palma abgingen. Jetzt war der kleine Hafen leer; nur die Yacht mit dem Namen SOLANA hatte am Pier festgemacht.

Sie ließen den Maybach am Pier stehen und Alex schickte dem Autovermieter eine kurze Whats-App-Nachricht, wo das Auto abgeholt werden konnte. Dann stürmten sie aufs Schiff, wo sie Bionik der SOLANA, als Kapitän verkleidet, in Empfang nahm.

*

Am 30.11.2018 um 22:35 Uhr startete die SOLANA ihre Maschinen und begann mit Höchstgeschwindigkeit nach Norden zu fahren; zwei Mini-Drohnen, nicht größer als Möwen, flogen ihr voraus.

Gegen 0:05 Uhr nahm Alexander Verbindung zu „seiner“ TRAVEN auf und erfuhr von dort, dass gegen 23:25 Uhr drei Flugzeuge mit Teilnehmern für die Competition auf dem Süd-Flughafen von Teneriffa gelandet seien, deren Piloten das Sturmgebiet gemieden und weiträumig umflogen hatten. Die Jugendlichen seien mit Bussen abgeholt und in Hotels am Flughafen untergebracht worden.

Um 0:15 Uhr gab der Nachrichtendienst der Kanaren bekannt, dass sieben Flugzeuge mit insgesamt 1280 Competition-Teilnehmern vermisst würden sowie ein Schiff mit weiteren 600 Teilnehmern.

Suchflugzeuge und Rettungskräfte hätten sich bereits auf den Weg zur Unglücksstelle gemacht, aber vor morgen früh reche man wegen des fehlenden Tageslichts nicht mit Ergebnissen. Der Sturm sei weitgehend abgeflaut.

Um 0:30 Uhr tranken Birgit und Alexander einen Tee an Bord der SOLANA. Die beiden hatten sich für einen kurzen Schlaf in ihre großzügige Kabinenflucht zurückgezogen, während die Yacht mit fast 40 Knoten über die Wellen des Atlantiks jagte. Die Unglücksstelle würde man voraussichtlich gegen 3:30 Uhr erreicht haben.

Um 2:45 Uhr kamen die ersten Bilder der Drohnen herein. Birgit und Alex sahen sie auf dem großen Schirm in ihrer Kabine.

Eine Drohne war getaucht und hatte in über 3.000 Metern Tiefe ein Flugzeugwrack aufgespürt, dessen Rumpf anscheinend jede Farbe verloren hatte - so wäre es von einer gigantischen Drahtbürste poliert worden. Außerdem hatte das Flugzeug in der Rumpfmittle ein großes Loch.

Das zweite Bild stammte aus dem Inneren des Flugzeugs. Überall schwammen Gepäckstücke herum, aber es gab keine Hinweise auf die Jugendlichen oder die Besatzung. Birgit zeigte auf die Bilder und sagte: »Wie kann die Drohne aus solch einer Tiefe und bei absoluter Dunkelheit derart scharfe und farbtreue Bilder liefern?«

»Kharonische Technik, nehme ich an«, sagte Alexander. »Irgendein Spezialverfahren auf der Basis von Infrarot-Fotografie plus Farbzurechnung. Oder so.«

Eher oder so, kommentierte die Bionik der SOLANA das Foto der Drohne. Der Zustand der Außenhaut des Flugzeugs deutet im Übrigen darauf hin, dass großen Mengen Sand innerhalb des Wirbelsturms rotiert sind, die den Rumpf blank geschleut haben.

»Und das große Loch im Rumpf?« fragte Alexander.

... ist vermutlich auf die Explosion eines kharonischen Raumkrümmungsgenerators zurückzuführen.

Kurze zeit später trat die Bionik der SOLANA wieder in ihrer körperlichen Form auf. Es klopfte und der Kapitän schob seinen Kopf durch die Tür. Auf dem Schirm erscheinen die Bilder der zweiten Drohne. Auch sie hatte eines der sieben vermissten Flugzeuge aufgespürt. Auch dieses Flugzeug war leer und hatte ähnliche Schäden, wie die erste Maschine.

»Stopp die Maschinen, Käpt'n«, sagte Birgit. »Wir müssen nicht näher ran. Und auffallen wollen wir auch nicht. Es wird bald hell und im Zielgebiet wird es jetzt schon von Suchtrupps nur so wimmeln.«

Alex nickte zustimmend und nahm seinerseits Kontakt zur TRAVEN auf. Er gab der TRAVEN die Koordinaten ihres aktuellen Standorts und beorderte sie herbei.

*

Pressezentrum der Regierung von Teneriffa, Santa Cruz de Teneriffa, 04.12.2018:

Der Präsident der Regionalregierung der Kanarischen Inseln, Pedro Jame Ibanez, begrüßte die anwesenden Journalisten und stellte dann die beiden Männer vor, die ihm zur Seite saßen: »Meine Damen und Herren. Begrüßen Sie Herrn Abokat Sehrwizzen, den Direktor der Stiftung „Grüne Rose“ sowie den Vertreter des Internationalen Olympischen Komitees und Direktor der Abteilung für nichtolympische Sportarten, Herrn Frank Jermine. «

Die beiden Männer rechts und links des Präsidenten nickten freundlich und der Präsident der Kanaren fuhr fort: »Wir sind sehr traurig, Ihnen mitteilen zu müssen, dass unsere Suchmannschaften heute Nachmittag die Suche nach Überlebenden an der Unglückstelle nördlich der Insel Lanzarote beenden mussten. Obwohl unsere Suchmann-

schaften von Schiffen und Flugzeugen der spanischen Marine und der Marine des Königreichs Marokko verstärkt worden sind, ist es uns nicht gelungen, Überlebende des Wirbelsturms „Wilson“ zu finden. Es konnten weder Trümmer der abgestürzten Flugzeuge noch Wrackteile des verschwundenen Kreuzfahrtschiffs, der MS SPORTSMAN IV gefunden werden. Lediglich der Tauchroboter des US-Kampfschiffs IWO JIMA hat Spuren abgestürzter Flugzeuge in mehr als 3.000 Metern Tiefe aufspüren können. Diesen Spuren wird noch nachgegangen werden; ggf. wird in den nächsten Tagen eine weitere Tauchexpedition stattfinden. Sicher ist jedoch ...«, der Präsident machte eine kurze Pause, dann sprach er weiter »... dass wir leider davon ausgehen müssen, dass von den 2.100 angemeldeten Teilnehmern an der „Competition of the Mountain“ fast 1.900 Jugendliche und Offizielle durch den Wirbelsturm „Wilson“ ums Leben gekommen sind. Wir bedauern dies zutiefst und sprechen allen Eltern und Verwandten der jungen Menschen hiermit unser ehrliches und tiefempfundenes Beileid aus.«

Leise und getragene Musik klang auf und es blieb einige Minuten still in dem Presse-raum der Regionalregierung. Dann zog der Direktor der Stiftung „Grüne Rose“ das Mikrofon zu sich heran und sagte leise: »Wir sind ungeheuer traurig über das, was am 30. November diesen Jahres passiert ist. Über 20.000 Jugendliche aus aller Welt hatten sich für das große Fest der Jugend, die „Competition of the Mountain“, angemeldet. Viele Auswahltermine hat es gegeben und etliche Vorausscheidungen haben stattgefunden, bis sich schließlich 2.100 Jugendliche am 29. und 30. November diesen Jahres aufgemacht haben, nach Teneriffa zu kommen, um an der „Competition of the Mountain“ teilzunehmen. 1.880 Teilnehmer haben ihr Ziel leider nicht erreicht, weil sie einem tragischen und nicht vorhersehbaren Unglück zum Opfer gefallen sind. Deswegen ...«, auch Abokat Sehrwizzen machte eine Pause, »... wäre es den 1880 toten Kindern und Jugendlichen gegenüber nicht fair, den Wettbewerb dennoch auszurichten. Aus diesem Grunde hat sich die Stiftung entschlossen, die Competition of the Mountain abzusa-gen!«

*

15. Dezember 2018:

Auf dem Waldfriedhof in Duisburg bewegten sich zwei Trauerzüge aufeinander zu. Die eine Trauergruppe kam von der christlichen Kirche am nördlichen Rand des Friedhofs, die Gruppe der nichtchristlichen Glaubensgemeinschaften war von der Trauerhalle am südlichen Rand des Friedhofs aufgebrochen. Das Ziel beider Gruppen war das frei geräumte Feld im Zentrum des Waldfriedhofs, wo 34 Säрге aufgereiht waren - stellvertretend für die 34 verstorbenen Jugendlichen aus der Region. In den Särgen befanden sich allerdings nur persönliche Gegenstände der Verstorbenen, ausgewählt von den Eltern oder den Geschwistern der Toten.

Nachdem sich beide Trauergruppen vor den Särgen vereinigt hatten, klang das Lied „Ich bete an die Macht der Liebe“ von Dmitri Bortnjanski auf, gespielt von den Duisburger Symphonikern.

Auch in anderen Städten der Welt fanden an diesem Tag die Trauerfeiern für die ums Leben gekommenen Jugendlichen statt:

So in New York, wo der alte Astronaut Josh Langfort seinen Sohn Robby unter den Salutschüssen der Ehrengarde des Bundesstaates New York zu Grabe trug - oder in London, wo die Familie Richards Abschied von Jamie Richards nahm - begleitet von den leisen Gitarrenklängen des bekanntesten Mitglieds der Familie Richards, von Keith Richards, dem Gitarristen der Rolling Stones.

1880 Tote hatte es gegeben, 1880 Kinder und Jugendliche, die sich auf den Weg gemacht hatten, ein wenig vom Ruhm und vom Glück zu erhaschen. Sie hatten ihre Chance noch nicht einmal wahrnehmen können, weil ein verheerender Wirbelsturm ihre Hoffnung schlagartig zerstört hatte.

Alle 1880 Kinder und Jugendliche waren in der Zeit bis zum 15. Dezember amtlich für tot erklärt worden, nachdem die Suche am 4. Dezember endgültig eingestellt worden war.

19.

... unendliche Weiten

Zwei Wochen vorher, an Bord der SOLANA:

»Nach den Auswertungen der Signale unseres Satelliten und den Erkenntnissen unserer Bionik ist es relativ klar, dass der Wirbelsturm, dem man auf der Erde den Namen „Wilson“ gegeben hat, künstlich erzeugt wurde und zwar von einem drehbar angeordneten Gravitationsgenerator kharonischer Herkunft - aufgestellt in der Wüste Sahara. Nachdem sich der Wirbelsturm gebildet und genügend Sand aufgenommen hatte, wurde der Gravitationsgenerator mit Hilfe eines schweren Transportfahrzeugs unbekannter Herkunft auf den Atlantik hinaus geschleppt - genau in die Bahn der anfliegenden Flugzeuge hinein. Während andere Flugzeuge mit dem Ziel dem Sturm auswichen, flogen die sieben Flugzeuge mit den Teilnehmern an der Teide-Competition mitten in den Sturm hinein. Gezielt und anscheinend mit voller Absicht.«

Alexander sah den Wächter an, der über eine Bildverbindung mit der Zentrale der SOLANA verbunden war und nickte mutlos: »Wir hatten also Recht mit unserer Vermutung. Die Kharonen haben nie vorgehabt, die Kinder vom Teide zu entführen. Die Sache mit der Competition war eine Finte, um etwaige Gegner in die Irre zu führen. Ein gigantischer Bluff. Scheisse ...«

»Wo könnten die Kinder jetzt sein?« fragte Birgit.

»Mit Hilfe unseres Satelliten, der auf der halben Erdbahn positioniert ist ...« Birgit unterbrach den Wächter: »Wie muss ich das verstehen? Ein Satellit, der auf der *halben Erdbahn* stationiert ist?«

»Das Wächterschiff steht *hinter dem Licht*, also gegenüber der Erde und hinter der Sonne. Die Sonne ist immer zwischen uns. Wenn wir aber Daten von der Erde brauchen oder an die Erde senden möchten, so müssen wir irgendwie *um die Sonne herum* senden. Also haben meine Vorgänger einen Satelliten auf der halben Erdbahn positioniert, also quasi auf 9 Uhr, wenn die Erde auf 12 Uhr steht und das Wächterschiff auf 6 Uhr.«

»Ich glaube, ich verstehe«, sagte Birgit, »aber was hat das mit den Kindern zu tun?«

»Die kharonischen Raumkrümmungs-Generatoren geben beim Senden oder Empfangen einen kurzen Impuls im ultrahohen Gravitationsspektrum ab, der von speziellen Geräten an Bord des Wächterschiffs registriert werden kann. Und weil es an Bord des Satelliten ebenfalls so ein Gerät gibt, konnten wir eine ungefähre Peilung machen - vergleichbar mit der Dreieckspeilung auf See. Der Empfangsimpuls kam demnach aus der Gegend, wo wir letztens schon ein Schiff der Sagittarius-Kharonen geortet haben. In der Nähe des Planeten Mars.«

»Worauf warten wir noch? Auf zum Mars!« sagte Alexander und nahm Kontakt zu „seiner“ TRAVEN auf: »Schmeiß mal ein paar Kohlen ins Feuer, Alter. Ich komm rüber und dann machen wir einen kleinen Ausflug.«

Ich schmeiße ..., antwortete die Bionik der TRAVEN lakonisch.

*

Die TRAVEN, die ebenso wie die SOLANA wieder ihre ursprüngliche Form angenommen hatte, dümpelte neben ihrem Schwesterschiff in den Wellen des Atlantischen Ozeans. Die Nacht war sehr dunkel, es schien kein Mond und eine dichte Wolkendecke verhinderte einen versehentlichen Blick auf die beiden dunkelblauen Gebilde auf der Wasseroberfläche. Auf den Radarschirmen der Umgebung wurden die beiden Raumkreuzer ebenfalls nicht zu sehen sein, denn dafür lagen sie viel zu tief im Wasser. Nur während des Starts würden die Schiffe eventuell auffallen, aber Alexander und Birgit hofften, dass die Tarnkappen-Eigenschaften ihrer Raumschiffe eine Ortung erschweren oder unmöglich machen würden. Darüber hinaus war auf den Radarschirmen der Umgebung ganz bestimmt „eine Menge los“. Die Suchaktion nach den verschollenen Flugzeugen war schließlich noch in vollem Gange; dutzende Schiffe und etliche Flugzeuge waren im Unglücksgebiet unterwegs.

Alexander von Löwenburg, der wieder auf seine TRAVEN hinübergewechselt war, hatte mittlerweile im Kommandositz des Kreuzers Platz genommen. Über die Bildverbindung nickte er seiner Partnerin an Bord der SOLANA noch kurz zu und schob dann den Fahrhebel ein kleines Stück nach vorn. Das Schiff hob seinen Bug aus den Wellen und zog langsam hoch, getragen von den Gravitations-Ausgleichs-Feldtriebwerken.

Auf dem Panoramabildschirm konnte er sehen, dass es die SOLANA ihm gleichtat und sich ebenfalls aus dem Wasser erhob und schräg nach vorn abflog.

Alexander beschleunigte sein Schiff weiter und stieß durch die Wolkendecke. Er sah zur Seite - die SOLANA war weiterhin neben ihm.

»OK, dann los!« rief er schließlich und gab noch mehr Schub. Der Kreuzer machte einen gewaltigen Satz nach vorn und die Beschleunigungskräfte rasten hoch bis zur 5G-Marke. Alex wurde heftig in die ölgedämpften Polster seines Sessels gepresst und er hatte größte Mühe zu atmen. Aber plötzlich war der Druck weg.

Ich habe die Dämpfer hinzugeschaltet, alter Mann, gab die Bionik lakonisch bekannt.

»Danke«, murmelte Alex leise. »Ich dachte 5G wären nichts ...«

Für trainierte Kampfpiloten vielleicht, aber nicht für 68jährige Schreibtischtäter, erwiderte die Bionik zynisch.

Alex sah nach vorn. Die Welt auf den Schirmen vor ihm war schwarz geworden und die Sterne waren hell und klar zu erkennen. Der Höhenmesser zeigte einen Wert von 520 Kilometern und stieg ständig. Etwas verwundert sah er, dass die SOLANA immer noch neben ihm flog. Er blickte zu dem Gesicht auf dem Bildschirm: »Wie machst Du das, Birgit?«

»Ich *lasse* fliegen, Alex; ist sehr bequem. Schön draußen, oder?«

»Verdammt schön«, sagte Alex, der von dem Anblick des Weltraums beinahe erschlagen worden war. So ein tiefes Schwarz gab es auf der Erde nicht und das helle Leuchten der Sterne schuf eine Symphonie aus Lichtperlen, gegen die ein Haufen Brillianten auf einem schwarzen Samttuch eher blass und bedeutungslos aussieht.

Ein leises „Ping“ riss Alexander aus seinen Gedanken. Das Wächterschiff hatte sich gemeldet und die Daten über das kharonische Transportschiff kamen herein. Holger Brand und der alte Wächter hatten ganze Arbeit geleistet: Nicht nur die Position des fremden Schiffes war exakt markiert, sondern auch seine technischen Daten und Leistungswerte waren übermittelt worden. Auch ein Bild und eine schematische Skizze fehlten nicht.

»Wenn das Transportschiff exakt hinter dem Mars steht, dann sollten wir unseren Kurs so wählen, dass der Planet immer zwischen uns und dem feindlichen Schiff steht«, schlug er vor. Birgit lachte: »Wir schleichen uns also an? Wie weit ist es bis zum Mars und wie lange dauert das?«

»Im Moment steht der Mars günstig und ist etwa 60 Mio. Kilometer entfernt. Wenn unsere Beschleunigungsphase abgeschlossen ist, werden wir mit einer Geschwindigkeit von rd. 200.000 km/h unterwegs sein. Rechnen wir noch die Bremsphase dazu, wird unsere Reise zum Mars insgesamt etwa 15 Tage dauern.«

Ich könnte auch schneller.

»Das ist mir klar, aber die Begegnung mit den Sagittarius-Kharonen wird ganz sicher nicht friedlich über die Bühne gehen. Birgit und ich werden die Zeit nutzen, uns deswegen noch besser mit unseren Schiffen vertraut zu machen. Und wie Birgit richtig vermutet hat, „schleichen“ wir uns an, um den Überraschungseffekt auszunutzen. Soweit wir wissen, ahnen die Sagittarius-Kharonen ja nicht, dass wir über zwei alte Kampfkreuzer verfügen. Und noch was, Moment ...«,

Alexander sprach kurz mit Holger Brand und dem alten Wächter, dann sagte er zu seiner Bionik: »Halte bitte Kontakt mit dem Wächterschiff und lass Dir laufend die aktuellen Positionsdaten des Transportschiffs übermitteln. Falls die Kharonen ihre Position ändern, passe bitte unseren Kurs so an, dass der Planet Mars permanent zwischen uns steht.«

Geht klar, Chef.

*

Zwei Wochen später:

Die Borduhr der TRAVEN zeigte den 26. November an. Seit Tagen war die rostrote Scheibe des Planeten Mars auf den Sichtschirmen in Flugrichtung permanent gewach-

sen und seit gestern liefen die Triebwerke der SOLANA und der TRAVEN unter Voll-
last, um die Schiffe abzubremsen.

Nach den vorläufigen Planungen würde die beiden Schiffe einen Zangenangriff starten,
wobei die SOLANA sich oberhalb der westlichen Hemisphäre des Mars aufhalten wür-
de und die TRAVEN sich oberhalb der östlichen Hemisphäre. Die SOLANA würde
dann *links* um den Mars herum fliegen und angreifen, während Alexanders TRAVEN
rechts herum kommen würde.

Der Angriff sollte am nächsten Tag stattfinden, am 27. November um 3:00 Uhr Erdzeit.

Die beiden Menschen an Bord der kharonischen Kreuzer wären gern noch vorher auf
dem Mars gelandet, aber sowohl Holger Brand als auch der Wächter hatten ihnen klar-
gemacht, dass Eile bestand, weil die Sagittarius-Kharonen die Kinder der Erde mit Hilfe
der Raumkrümmungsgeneratoren jederzeit in weit entfernte Gefilde abstrahlen konnten.
So hatten sich Birgit und Alexander zähneknirschend mit Annäherungsflügen zufrieden
gegeben und mit ihren Handys Fotos von der faszinierenden Oberfläche des Mars ge-
macht.

*

16.12.2018, 2:30 Uhr Erdzeit:

Während die TRAVEN noch rd. 1.500 Meter oberhalb der Oberfläche des Mars aus-
harrte, studierte Alex die Daten des Kharonischen Transporters vom Typ 23, die die
Bionik eingespielt hatte und wandte sich ihr dann zu: »Kannst Du uns bitte einen Kurs
durchrechnen, der uns ganz dicht über die Oberfläche des Mars führt - um den halben
Planeten herum?«

*Kann ich, gab die Bionik zur Antwort, fügte aber noch hinzu: Da geht aber noch mehr.
Der Olympus Mons, der höchste Berg dieses Planeten, befindet sich im Moment in
günstiger Position auf der anderen Seite des Planeten und wir können seine gewaltige
Masse als Sichtschutz nutzen, wenn wir uns anschleichen..*

»Eine hervorragende Idee«, erwiderte Alexander. »Und wenn wir dann aus der Deckung
kommen, feuerst Du bitte eine Salve aus den Laserkanonen ab. Zielen solltest Du auf
die Antriebsdüsen.«

Hä? Das bringt doch nix.

»Mach's einfach. Ich steuere die TRAVEN derweil auf das Transportschiff zu und
wenn wir nahe genug dran sind, löst Du bitte einen Raum-Torpedo aus. Ziel ist eben-
falls der Bereich der Antriebsdüsen.«

*Die haben einen Schutzschirm und den werden die an dieser Stelle verstärken. Mit dem
normalen Kram komme ich da nicht durch.*

»Sollst Du auch nicht. Ich will das Schiff ja nicht in die Luft jagen. Immerhin sind die
Kinder wahrscheinlich an Bord. Und mach bitte noch einen zweiten Raum-Torpedo
klar, diesmal Klasse B. Und lege die Auslösung bitte auf meinen Steuerknüppel.«

OK, Chef. Mach ich.

»Dann los!«

Alex schob den Fahrhebel nach vorn und die TRAVEN ruckte an. Mit rumorenden Triebwerken raste der Kreuzer los und Alexander wurde erneut in den Sessel seines Kommandositzes gedrückt. Er ließ es geschehen, weil die Beschleunigung nicht über 3G hinausging. Aber trotz der relativ geringen Beschleunigung hatte die TRAVEN bereits nach kurzer Zeit eine hohe Geschwindigkeit erreicht und raste jetzt mit einem glühenden Schweif aus feinem Marsstaub um den Planeten herum. Wäre das gigantische Massiv des Olympus Mons jetzt nicht noch vor ihnen gewesen, hätte der Gegner Alex und seine TRAVEN in diesem Augenblick geortet, aber so ahnten die Sagittarius-Kharonen noch nicht, dass gleich das Unheil in Form eines feurigen Racheengels über sie hereinbrechen würde.

Alexander zählte die Sekunden herunter, bis die TRAVEN die markierte Position auf der Flugkurve erreicht haben würde, dann zog er den Steuerknüppel nach vorn und kurz danach heftig nach rechts. Das Schiff jagte die Bergflanke hoch und brach dann hart nach rechts weg.

Der Olympus Mons, der bis dahin die Bildfläche auf den Frontschirmen der TRAVEN nahezu vollständig ausgefüllt hatte, wanderte aus dem Sichtfeld der Frontschirme und machte dem schwarze Weltraum Platz. Und mittendrin ..., der mausgraue und flunderförmige Leib des kharonischen Transporters vom Typ 23.

Sekunden später zuckten die Feuerstrahlen der Laser-Kanonen der TRAVEN durch das Dunkel und schlugen im Heckbereich des Transporters ein. Auch der Raumtorpedo jagte letzt los und schlug wenige Augenblicke später im Antriebssegment des Transporters ein. Ein kurzer Blitz zeigte die Explosion des Torpedos an und ein fahles Leuchten wies auf die Reaktion des Abwehrschirmes hin.

»Sie sind dabei, den Schirm um das Antriebsegment zu verstärken. Dachte ich's mir doch«, grinste Alexander zufrieden und löste den zweiten Torpedo aus, den er dank der tagelangen Übungen am Simulator jetzt mit schlafwandlerischer Sicherheit in sein Ziel steuern konnte. Doch dieses Ziel lag nicht im Heckbereich des Transporters, sondern an der seitlichen Front des Flunderschiffs, wo der Energie-Zapfer des Schiffes lag. Alexander wusste nämlich aus den Plänen, die er vom Wächterschiff erhalten hatte, dass die Transportraumer der Kharonen keine hochwertigen Fusionsreaktoren an Bord hatten, sondern sich fast ausschließlich auf den Energiezapfer verließen, der die Energie für den Schutzschirm oder für den Betrieb der Krümmungsgeneratoren direkt von einer Sonne oder aus dem Magnetfeld eines Sternensystems zapfte.

Alexander wusste auch, dass der Schutzschirm im Bereich des Zapfers für die Dauer des Zapfvorgangs deaktiviert werden musste, während man Energie saugte. Und weil die Kharonen des Transporters genau das jetzt taten, traf der zweite Torpedo der TRAVEN den ungeschützten Energie-Zapfer und riss ihn auseinander. Und weil der Zapfvorgang immer noch lief und große Mengen Energie im Spiel waren, fiel die Explosion sehr heftig aus. Sie riss den Zapfer und einen Teil des Rumpfes weg ...;

Alexander nickte zufrieden; Energie würde dieses Schiff so schnell nicht mehr zapfen und auch keine Transporte mit Hilfe der Raumkrümmungs-Generatoren mehr durchführen können.

20.

Aggressionspotentiale oder „Wer mit dem Feuer spielt ...“

Das eindringliche Wispern, das seit einer gefühlten Ewigkeit die ständige Dunkelheit ausgefüllt hatte, war plötzlich verstummt und die rauhen Kunststoffesseln, die ihn seit genau dieser Ewigkeit an eine harte Unterlage gefesselt hatten, waren plötzlich abgefallen.

Gerade noch hatte der ehrenwerte Sprecher die großen Leistungen der Kharonen in allerhöchsten Tönen gelobt und plötzlich war da nichts mehr. Kein Wort mehr, kein Bild.

Habe ich das alles geträumt? fragte sich der 190 Zentimeter große Mann, während er seinen durchtrainierten Körper von der Liege wuchtete und dabei mit dem Kopf gegen etwas stieß, das entweder die Decke sein mochte oder eine Liege über ihm.

Eher das Zweite, dachte sich der Mann, der sich gut an die Doppel- und Dreifachbetten in den Gefängnissen Nordafrikas erinnerte. Ein heftiges »Na da!« aus der oberen Etage bestätigten seine Annahme.

»Was für ein Blödsinn!« sagte die Stimme vom oberen Bett plötzlich. »Die ehrenwerten Kharonen ...«

»Bist Du das, Bruder?« fragte der erste Mann leise und ein leises »Ja« kam zur Bestätigung zurück.

Der Mann stand jetzt auf und tastete nach der Person auf der Liege über ihm. Als er den Oberkörper ertastet hatte, führte er seinen Kopf näher heran und flüsterte: »Wo sind wir hier. Gerade waren wir noch in dem Flugzeug, wo alles drunter und drüber gegangen ist. Und jetzt?«

»Ich weiß es nicht, Bruder«, antwortete der Mann auf dem oberen Bett. »Ich weiß nur, dass ich seit einer gefühlten Ewigkeit hier liege, gefesselt bin und ständig diese beschauerten Träume habe ...«

»Wo ein kharonischer Prediger von den Wohltaten seines Volkes redet?« ergänzte eine Stimme aus der Nähe. »Ich habe diesen Quatsch auch geträumt«, sagte eine andere Stimme aus der dunklen Tiefe des Raums. »Ich auch«, fügte ein Anderer hinzu.

Plötzlich schob sich ein schwaches Flimmern durch die Dunkelheit und eine fahle Helligkeit flutete den Raum. Der große Mann schaute sich um und musterte die Anwesenden. Es gab insgesamt 6 Doppelbetten und alle Betten waren mit Männern belegt. Der muskulöse Mann kannte sie alle und strich sich über seinen Bart.

»Mir kommt es so vor, als wären wir gerade noch in dem Flugzeug gewesen, das wir in Kairo bestiegen haben, um auf Teneriffa an der „Competition of the Mountain“ teilzunehmen, aber wenn ich meinen Bart so anfühle, muss das mehrere Wochen her sein - in Kairo hatte ich noch keinen Bart.«

»Mir kommt es auch so vor, als wäre ich schon eine Ewigkeit hier. Und immer auf der Liege und diese Träume, dieses Gefasel ...«

»Man nennt so etwas *Gehirnwäsche*«, sagte einer der anderen Männer.

»Was?« fragte ein Dritter.

»Man fesselt einen Menschen auf eine Liege und spielt ihm Tag für Tag immer die gleichen Bilder vor. Und immer die gleichen Reden. Tagein, tagaus. Ich kenne das von der Fremdenlegion.«

»Hast Du das da gelernt?« fragte einer.

»Nein. Die haben uns aber beigebracht, wie man widerstehen kann. Und ich habe widerstanden.«

»Dieser ganze Traummüll mit dem Kharonengelaber diene also nur dem Zweck, uns weich zu kochen?«

»Uns und andere. Viele andere«, sagte ein Mann, von der Tür her. »Die Tür war übrigens offen und ich war nur kurz mal kucken. Links und rechts vom Flur sind eine Menge Räume. Alle voll mit jungen Leuten im Sportdress. Ziemliche Unruhe da.«

»Und Schwarzaugen?« fragte einer aus der Gruppe. Der Mann an der Tür schüttelte den Kopf. »Keine gesehen. Die Einzigen, die hier schwarz sind, das sind wir, Bruder.«

»Man nennt das übrigens Indoktrinieren, was die hier mit uns machen«, sagte der Mann, der behauptet hatte, den Einflüsterungen widerstehen zu können. »Während Ihr alle in Euren Träumen gefangen wart, habe ich meine Fessel lösen können und bin aufgestanden. Aber die Türe war verschlossen. Dann gab es plötzlich einen heftigen Rumms, das Licht fiel aus, Eure Fesseln klappten zurück und Ihr wurdet wach. Und die Tür ging auf.«

»Wisst Ihr, was hier los ist und wann es weitergeht?« hörten sie plötzlich eine weinerliche Stimme von der Tür her. Die Stimme gehörte einem etwa 16 jährigen Jungen, neben dem ein etwa gleich altes Mädchen stand.

»Nein«, sagte der Mann neben der Tür.

»Wir waren erst an den Automaten und dann mussten wir schlafen. Wart Ihr schon am Automaten?«

»Was für ein Automat?«

»Dieses Videospiel, wo man gegnerische Stellungen bekämpft. Mit so einer Art Kampfplattform und einem Strahlengeschütz.«

»Nein. Waren wir nicht.«

»Vielleicht seid Ihr zu alt«, sagte das Mädchen leise.

»Wir sind alle 18«, antwortete der Mann an der Tür.

»Aber Eure Bärte ...?«

»Das ist bei uns Afrikanern völlig normal. Wir werden eben früher erwachsen.«

»Ihr wisst also auch nicht, was hier los ist und wann wir auf Teneriffa ankommen werden«, sagte der Junge und wollte gerade gehen, aber ein kurzes »Wart' mal« hielt ihn zurück. Der Mann am hinteren rechten Bett hatte es gerufen und der Mann trat jetzt nach vorn. Er sagte: »Das mit Teneriffa könnte ein großer Bluff gewesen sein. Die Männer mit den schwarzen Augen - sie nennen sich Kharonen - haben uns wahrscheinlich entführt. Sie sind böse. Bleibt lieber in oder vor Euren Schlafräumen. Und blockiert die Türen, falls die Kharonen sie wieder automatisch absperren wollen. Stellt irgendwas dazwischen. Wir überlegen, was wir tun und kommen danach zu Euch. Sagt den Anderen Bescheid.«

Der Junge nickte und ging.

Kurze Zeit später traten die Männer dieses Raums in einem engen Kreis und beugten ihre Köpfe zueinander.

»Brüder ...«, begann der große Mann zu sprechen. Weil er sicher war, abgehört zu werden, sprach er sehr leise und benutzte darüber hinaus ein Stammesdialekt, der seinen Freunden geläufig war. Er erklärte ihnen seinen Plan.

*

Alexander wartete ab. Seine TRAVEN harrte in wenigen Kilometern Entfernung von dem Flunderschiff aus, wo sich nichts tat. Hinter dem Transporter konnte Alex jetzt auch die SOLANA ausmachen, die mit flirrenden Geschütz-mündungen auf eine Aktion des Gegners wartete.

Alexander wollte den Sagittarius-Kharonen schon eine Aufforderung zur Kapitulation zukommen lassen, als es drüben beim Flunderschiff eine Veränderung gab: Zwei Klappen am Rumpf des Transporters schob sich zur Seite und hinaus rasten vier Leuchtbälle, die auf die TRAVEN zu jagten und wild feuerten. Alexanders Schiff wurde mehrmals getroffen. »Können die uns gefährlich werden?« fragte er besorgt.

Negativ. Schirmbelastung unter 1 Prozent. Selbst wenn alle Kampfplattformen uns unter Punktbeschuss nähmen, würde unser Schutzschirm das locker wegstecken.

»Kampfplattformen?«

Rechteckige Plattformen für Einmann-Besetzung. Etwa 6x3 Meter. Ein Antigrav und ein leichtes Impulstriebwerk. Dazu eine mittelschwere Strahlenkanone und ein Schutzschirm. Nichts Besonderes. Die Standard-Angriffswaffe der Sagittarier gegen Planeten.

»Drei von denen sind jetzt auch gegen mich im Einsatz«, kam die Meldung von Birgit Leclerc von der SOLANA. »Was machen wir?«

Abschießen? Es wäre mir ein Leichtes ...

»Warte noch. Hol mir erst mal eine der Plattformen optisch näher ran«, raunte Alex seiner Bionik zu. Sofort sprang eine der Plattformen ins Bild. In der Mitte ein Schemen.

»Kriegst Du die Person da deutlicher, Bionik?«

Das Bild veränderte sich: Der Schutzschirm wurde erst blasser, dann dunkler und am Ende etwas klarer. Und was Alexander dann sah, raubte ihm fast den Atem ...

*

Oberleutnant Heinrich von Grommes riss den Hebel zwischen seinen Beinen zu sich heran und seine Einheit zog nach oben weg. Das fremde Objekt wanderte aus der Erfassung heraus und er nahm den Finger von dem Feuerknopf.

Von Grommes vollführte einen kompletten Looping und flog das Ziel erneut an. Wieder drückte er den Feuerknopf und wieder raste ein armdicker Kampfstrahl aus der Mündung der Lichtkanone vor seinen Füßen. Der Strahl traf das dunkle Schiff vor ihm, aber

er richtete anscheinend keinen Schaden an. Er zog seine Plattform nach rechts und wendete.

»Wir kommen da nicht durch, Adolf« gab er über Helmfunk an seinen Flügelmann weiter. »Vielleicht sollten wir vier einen konzentrierten Punkt-Beschuss versuchen. Oder haben die Herren Befehlshaber eine andere Idee?«

Wilde und teils widersprüchliche Befehle der Kharonen auf dem Transportschiff füllten jetzt den Funk, aber Heinrich von Grommes hörte nicht mehr hin. Etwas war passiert, was alles änderte.

»Seht Ihr das auch?« fragte er in den Funk und kurz darauf kam die Bestätigung seiner Mitkämpfer. Alle hatten nur noch Augen für das Wort, das jetzt strahlend auf der Seite des gegnerischen Raumschiffs prangte: HEIMATLAND. Und dann war da auch noch diese längst vergessen geglaubte, wunderschöne Melodie im Funk. Das Lied, das alle deutschen Soldaten gekannt und geliebt hatten: „Lili Marleen“.

»Ihr sollt angreifen!« quäkte die Stimme Kelomm Bratahs, des Kapitäns der HEIL SAGITTAR 23 im Funk. Aber da war jetzt noch eine andere Stimme im Funk und diese Stimme sprach in einer Sprache, die er seit über 70 Jahren nicht mehr gehört hatte. Es war die Sprache seiner verlorenen Heimat ...

Und noch einmal kam der Befehl des Kapitäns über Funk herein. Diesmal noch eindringlicher: »Ihr sollt angreifen!«, aber Heinrich von Grommes schluckte nur kurz und antwortete dann: »Leck mich am Arsch!«

*

Das Bild des blassen Schädels unter dem alten Stahlhelm deutscher Herkunft prangte noch immer auf dem Frontbildschirm der Zentrale der TRAVEN.

Alexander hatte ja vom Wächter erfahren, dass deutsche Soldaten im 2. Weltkrieg von den Sagittarius-Kharonen heimlich aus dem Kessel von Stalingrad entführt oder von torpedierten Schiffen gerettet worden waren. Aber so einen uralten Menschen jetzt in Natura zu sehen, war doch etwas völlig anderes.

Der Soldat trug noch seine alte graue Uniformjacke. Die Jacke war jedoch halb zerfetzt und völlig verschlissen. Außerdem fehlte die rechte Schulterklappe und das Eisernes Kreuz baumelte an einer Kordel herunter, die früher mal ein Verpackungsutensil gewesen sein dürfte. Besonders schlimm sah der Kopf des Soldaten aus: Der eingefallener Mund, die hervortretenden Wangenknochen und die tiefen Augenhöhlen waren ein perfektes Abbild eines Totenkopfes - nur dass dieser Mensch da drüben noch lebte. Und über 100 Jahre alt sein musste.

Alexander führte noch ein kurzes Gespräch mit Birgit Leclerc und den beiden Menschen an Bord des Wächterschiffs, dann gab er seiner Bionik den Befehl, ein ganz bestimmtes Wort an der Seite der TRAVEN zu projizieren: Das Wort HEIMATLAND - und die Melodie eines ganz besonderen Liedes dazu zu spielen.

Nachdem das geschehen war, zog er das Mikrofonfeld heran und sagte in Deutsch:

»Hier spricht Alexander Graf von Löwenburg, Kapitän des irdischen Raumkreuzers TRAVEN. Ich spreche zu den deutschen Soldaten auf den Kampfplattformen der Sagittarius-Kharonen vor mir. Gebt auf, denn Ihr kämpft für eine verbrecherische Macht! Diese Macht steht in dem Verdacht, fast 2.000 Kinder und Jugendliche von der Erde entführt zu haben. Diese Kinder sollen zu Kampfpiloten ausgebildet werden, wie Ihr welche seid, denn Ihr seid mittlerweile zu alt und zu träge geworden, um für die *Eherenen Engel* in den Krieg zu ziehen.«

»Wir haben unsere Heimatsprache lange nicht mehr gehört, Herr Graf«, begann eine Stimme im Funk zu antworten. Sie sprach etwas schwerfällig, als hätte der Sprecher Schwierigkeiten, die richtigen Worte zu finden. »Aber es freut mich ungemein, sie in diesem Sonnensystem zu hören. Kann es sein, dass dies das Sonnensystem der Erde ist, Herr Graf?«

»Ja, dies ist *unser* Sonnensystem, unbekannter Sprecher«, sagte Alexander.

»Oh. Entschuldigung, Herr Graf. Wie unhöflich von mir. Mein Name ist Heinrich von Grommes. Ich war Oberleutnant der Wehrmacht und Angehöriger der 6. Armee unter Generalfeldmarschall Paulus.«

»Sie sind demnach einer der Soldaten, die von den Kharonen während der Schlacht von Stalingrad entführt worden sind?« fragte Alexander.

»Oh, das wissen Sie? Jawohl, Herr Graf, so war es. Meine Kompanie und ich sind im Frühjahr 1943 in eine Falle der Russen geraten und zusammen mit etwa 1.000 Kameraden eingekesselt worden. Als die Russen angriffen, hat sich plötzlich eine seltsame Wand zwischen uns und den Russen aufgebaut. Kurze Zeit später war alles anders ...«

»Wie anders?« fragte Alexander, aber die Stimme im Äther schwieg.

Erst einige Minuten später sprach der alte Wehrmachtsoffizier weiter: »Was wurde aus Stalingrad?«

»Die Schlacht ging verloren und der unselige Krieg auch«, antwortete Alexander. »Hitler beging Ende April 1945 Selbstmord und das Deutsche Reich kapitulierte am 8. Mai 1945. Deutschland war zu dieser Zeit völlig zerstört, geteilt und von den Siegern besetzt. Große Gebiete Deutschlands wurden Kriegsbeute und gingen verloren. Es hat lange gedauert, bis unser Land sich von diesem Krieg erholt hat.«

»Das betrübt mich sehr, Graf von Löwenburg. Ich werde mich jetzt mit meinen Kameraden beraten und melde mich wieder, sobald wir eine Entscheidung getroffen haben.«

Nach etwa zehn Minuten erklang die Stimme Heinrich von Grommes wieder im Funk: »Wir kapitulieren, Graf von Löwenburg, und bitten Sie uns eine ehrenvolle Gefangenschaft angedeihen zu lassen.«

»Ich akzeptiere Ihre Entscheidung und kann Ihnen ein interessantes Angebot machen. Voraussetzung ist, dass Sie mir Informationen über die entführten Kinder geben.«

»Die Kinder sind an Bord der HEIL SAGITTAR 23, Herr Graf. Wir haben sie an den Trainingsgeräten gesehen und in den Schlafräumen, wo sie für den Kampfeinsatz indoktriniert werden. So wie wir damals.«

»Wie stark ist die HEIL SAGITTAR bewaffnet, Herr Oberleutnant. Wie viele Kharonen sind an Bord? Und gibt es weitere Kampfflieger?« fragte Alexander.

»Das Transportschiff ist nur mäßig bewaffnet und es sind etwa 50 Kharonen auf dem Schiff. Weitere Kampfpiloten gibt es nicht. Wir waren insgesamt acht Kämpfer an Bord

dieses Schiffes. Karl Geusowitz ist vorige Tage gestorben; er ist 112 Jahre alt geworden und die Wundermaschinen der Kharonen konnten ihm auch nicht mehr helfen.«

»Was ist mit der Indoktrination, von Grommes?«

»Anfangs war sie stark und wir haben mit Freude für die sagittarische Sache gekämpft. Aber mit zunehmendem Alter nahm sie ab. Und als ich das Wort „Heimatland“ an der Bordwand Ihres Schiffes gelesen habe, war sie ganz weg - wie ein Schleier vor meinen Augen. Ehrenwort!«

»OK. Dann deaktivieren Sie bitte jetzt die Bordkanonen Ihrer Kampfplattformen und fliegen die gekennzeichnete Schleuse der HEIMATLAND an. Dort deaktivieren Sie auch den Schutzschirm, legen Ihre persönlichen Waffen ab und kommen an Bord des Schiffes, das übrigens den Eigennamen TRAVEN trägt. Ihnen ist klar, dass Sie in der Schleuse aufs Genaueste kontrolliert werden?«

»Jawoll. Ist klar!« schallte es aus mehreren Kehlen zurück.

Alexander lächelte, wies aber die Bord-Bionik an, alle sieben Kampfplattformen und ihre Piloten solange unter genauester Beobachtung zu halten, bis die Leute an Bord der TRAVEN waren.

Die Bionik hatte für die sieben Männer einen Aufenthalts- und Unterkunftsraum vorbereitet, der vom übrigen Schiff durch eine gesicherte Schleuse abgetrennt war.

*

Zur gleichen Zeit. An Bord der HEIL SAGITTAR 23:

Die einzelnen Trupps hatten sich mit Stuhlbeinen und Bettpfosten bewaffnet und zogen lärmend durch die engen Gänge des Transporters. Angeführt von je einem Mitglied aus der Kairoer Gruppe hebelten die Kinder und Jugendlichen der einzelnen Trupps alle Türen auf und schauten hinter jede Ecke.

Auf die sonst so ruhig und boshaft auftretenden Sagittarier trafen sie nicht. Die hatten sich versteckt - zu schlimm war es wohl für sie, mit ansehen und vielleicht zu sogar auszubaden zu müssen, was so ein „hohes Agressionspotential“ anrichten konnte.

Natürlich hatte Kapitän Bratah längst einen Notruf abgesetzt, aber innerhalb des Sol-Systems waren seines Wissens nach keine weiteren Raumschiffe der Sagittarier stationiert und für die Nutzung des eigenen Raumkrümmungs-Generators - den man für den Empfang von Verstärkungskräften zwingend brauchte - gab es keine Energie mehr, seit der Zapfer zerstört worden war. Lediglich der kleine Not-Generator mit seinem eigenen Energiespeicher ließ sich eventuell noch nutzen, aber nur, um lebend von der HEIL SAGITTAR zu entkommen.

»Sie kommen näher, Kapitän«, drängte Serval Annicost und zeigte auf den Bildschirm, wo ein wilde Truppe aus großgewachsenen, dunkelhäutigen Kämpfern und halberwachsenen Jugendlichen jedweder Größe und Herkunft durch die von der Schiffsbesatzung eilig aufgebauten Barrieren wüteten. Nichts konnte die Angreifer stoppen: Keine Barrikaden und keine verschlossenen Schiebetüren oder Schotte. Das Unheil in Form wütender und enttäuschter junger Menschen arbeitete sich unaufhaltsam durch die HEIL SAGITTAR.

»Wir hätten verhandeln sollen, Annicost«, sagte der Kapitän zu dem Kommandeur der Operation Sol. »Und nicht gleich schießen. Das hat die Wut dieser Menschen erst richtig angestachelt.«

»Ihre feigen Soldaten haben in die Decke geschossen, Kapitän. Und sind dann einfach überrannt worden. Von Kindern!« entgegnete Serval Annicost scharf. »Und Ihre tollen Kampfpiloten sind zum Gegner übergelaufen. Und dieser Gegner verfügt darüber hinaus noch über zwei der legendären alten Kampfschiffe. Wenn die da draußen Ernst machen, ist unser Schiff in Sekundenbruchteilen zerblastert. Exit. Aus!«

»Nicht solange ihre Kinder noch an Bord sind«, gab der Kapitän zurück.

»Diese Kinder werden gleich in der Zentrale sein und uns alle totschiessen? Nein! Ich verlange, dass Sie meine Leute und mich sofort evakuieren!«

»Ohne dass wir wissen, ob eines unserer Schiffe in Reichweite ist? Dieses Risiko wollen Sie wirklich eingehen?«

»Der Notgenerator ist so eingestellt, dass er sich mit dem Generator des nächsten eigenen Schiffs zusammenschaltet und den Raum so krümmt, dass der distanzlose Schritt in dieses ferne Schiff möglich ist.«

»Wenn Sie meinen ...«, murmelte der Kapitän und gab seinem Chefsingenieur den Befehl, den Fluchtgenerator zu aktivieren. »Unsere Leute gehen auch mit«, fügte er hinzu.

*

»Hiergeblieben!«

Hinter der riesigen Pranke an seinem Hals schob sich der Rest des gewaltigen Körpers aus dem kleinen Seitengang. Frental Quork, der das rettende Flirren des Transportfeldes schon greifbar vor Augen gehabt hatte, schluckte den gewaltigen Klos hinunter und sagte mühsam: »Lass mich los. Ich bin doch nur der Techniker.«

»Du darfst gleich Deinen geflohenen Kumpels hinterher, Techniker, aber zuerst zeigst Du mir, wie man hier raus kommt.«

»Das ... kann ... ich ... nicht«, quälte sich Frental Quork zu sagen, weil der eiserne Griff des dunkelhäutigen Hünen ihm beinahe die Luft zum Atmen nahm.

Der Griff wurde ein wenig lockerer.

»Ich bin der Letzte und ich habe die Aufgabe, den Nottransporter abzuschalten«, sagte er mühsam.

»Und warum kannst Du mir den Weg nach draußen nicht erklären? Und was ist mit dem Funk?«

»Dieses Schiff ...«

»Nun sag schon!« Der Griff wurde wieder fester.

»Hrrr ... hrrr ...«. Die Hand des Mannes zuckte zur Wand, wo eine Leuchtanzeige mit kharonischen Zeichen lief. Der Griff des Hünen wurde wieder ein wenig lockerer: »Erzähl oder ich zerquetsch Dir Deinen Kehlkopf. Dann brauchst Du keinen Nottransporter mehr. Nie wieder!«

»Dieses Schiff explodiert gleich! Die Selbstzerstörung. Sie wurde vom Kapitän aktiviert«, keuchte der Mann mit den schwarzen Augen und zeigte wieder auf die Leuchtanzeige. »Nach Eurer Zeit noch 5 Minuten.«

»Schalt sie ab!«

»Ich kann das nicht. Das kann nur der Kapitän und der ist längst weg.«

»Wenn Du der Techniker bist, dann kannst Du so etwas abschalten«, drohte die Stimme des Schwarzen.

»Weil ich der Techniker bin, weiß ich, dass ich die Selbstzerstörung *nicht* abschalten kann.«

»Dann stirbst Du noch vor Deinem Schiff.« Der Griff wurde wieder fester.

»Hrrr ..., hrr ...«

»Was?«

»Abschalten geht nicht, aber ich kann die Zeit verlängern. Auf etwa 55 Minuten.«

Der Griff löste sich und der Kharone sackte in sich zusammen. Bevor er auf dem Boden aufschlug hatte der Hüne ihn erneut gepackt: »Reiß Dich zusammen, Du Nöle! Zuerst der Funk und dann mehr Zeit. Aber pronto!«

Der Techniker wankte zu einem kleinen Seitenschirm und machte sich an den Kontrollen zu schaffen. Kurz danach zeigte der Schirm ein Bild. »Hier sprechen«, sagte der Mann und zeigte auf ein Tastenfeld und Mikrofon.

»Und jetzt die Selbstzerstörung!« dröhnte die Stimme des Hünen. Der Kharone nickte und begann, die Wandverkleidung an einer Stelle abzunehmen.

Währenddessen war ein weiterer dunkelhäutiger Mann hinzugekommen. Der Hüne zeigte auf den Bildschirm. Der andere nickte und stellte sich vor das Funkgerät. »Hilfe! SOS! Hallo ..., hallo?«

Das Gesicht einer Frau schob sich in das Bild auf der Gegenseite. Der Gesichtsausdruck der Frau war zunächst neugierig, wechselte dann aber zu einer völligen Überraschung.

»Du? Wieso?«

Auch der Neue schien völlig überrascht zu sein, fing sich aber schnell: »Birgit´frau? Bist Du in der Nähe und kannst Du uns irgendwie helfen? Wir haben keine Zeit mehr. Hier wird alles in wenigen Minuten explodieren. Wir haben die Schwarzaugen vertrieben, aber sie haben vor ihrer Flucht die Selbstzerstörung aktiviert. Und die geht in ...«

Ras Tschubai N´golo sah zu seinem Freund hinüber und der wiederum tippte den kharonischen Techniker an. Dieser sagte: »59 Minuten eurer Zeit.«

»In 59 Minuten geht hier alles hoch. Könnt Ihr uns helfen Birgit´frau? Die Kinder sind hier und wir sind über 1.800 Menschen.«

Wir sind auf so etwas vorbereitet und übernehmen, mischten sich plötzlich die Stimmen der Bioniken der TRAVEN und der SOLANA in das Gespräch ein.

Und dann ging alles sehr sehr schnell ...

Zwei Fluchttunnel aus hochfesten, aber elastischem Material schoben sich aus den schlanken Leibern der SOLANA und der TRAVEN und dockten an bestimmte Stellen an der Seitenwand des Transportraumers an. Durch die Fluchttunnel rasten dann kleine Roboter aus den Beständen der beiden Raumkreuzer und begannen, an der Bordwand des Transporters zu hantieren. Kurz danach schoben sich dort installierte Luken zu Seite und eine Befehlsstimme erklang auf dem Transporter:

Not-Evakuierung! Auf den Gängen in Viererreihen antreten und den Robotern folgen! Kein Gepäck! Nicht trödeln, aber auch nicht drängeln - es ist genug Zeit. In den Rettungsschiffen finden alle einen Sitzplatz. Essen und Getränke werden vorbereitet.

Nur zwei Minuten nach dem Aufruf erreichten die ersten Reihen der Flüchtenden die Luken und die Jugendlichen stiegen in den Rettungstunnel. Weitere folgten - dicht an dicht. Nach 15 Minuten war bereits die Hälfte der Jugendlichen an Bord der Raumkreuzer angekommen und alle hatten auf provisorischen Bänken Platz genommen. Weitere 20 Minuten später war auch der Rest gerettet. Zuletzt kam Ras Tschubai N'golo mit seinen Leuten. Birgit Leclerc empfing ihn an der Schleuse der SOLANA, wo die Fluchtunnel soeben wieder einfuhren.

»Schön Dich zu sehen, Ras Tschubai!« Sie nahm ihn in ihre Arme und drückte ihn ganz fest an sich. »Ist da drüben jetzt alles leer?«

»Alles leer, Birgit'frau. Auch der Techniker ist weg; durch die Zauberwand, die es auch in unseren Flugzeugen gegeben hat.«

»Das war ein Raumkrümmungsgenerator-Feld. Man kann damit den Raum so krümmen, dass weit entfernte Orte durch einen einzigen Schritt erreicht werden können.«

Kommandantin auf die Brücke!

Birgit lächelte und machte sich auf den Weg in die Zentrale ihres Schiffes. Sie gab Ras Tschubai N'golo einen Wink, ihr zu folgen. Auch ein paar Jugendliche wollten sich ihnen anschließen, aber Birgit hob abwehrend die Hand.

Zwei Minuten später waren die Beiden in der Zentrale angekommen. Auf den großen Panoramaschirmen der SOLANA konnten sie sehen, dass die SOLANA bereits Fahrt aufgenommen hatte und das Transportschiff zurückgefallen war. Birgit sah auf die Uhr: Von den 59 Minuten waren gerade noch drei Minuten übrig.

Ras Tschubai N'golo schaute gebannt und fragend auf die Frontschirme. Dort begann das kharonische Transportschiff aufzuglühen und seine Kontur zu verlieren, bis nur noch eine graue, amorphe Masse übrig war. Nur Sekunden später zerfloss auch die Masse, löste sich auf und war nach wenigen Sekunden verschwunden.

Genauso verschwunden wie Robby Langfort, Jamie Richards und ihre Freunde, die hinter Birgit und Ras Tschubai heimlich in die Zentrale geschlichen waren und alles mit angesehen hatten ...

21.

Zu guter Letzt

17.12.2018, 8:30 Uhr. An Bord der SOLANA. Umlaufbahn um den MARS.

»Ihr hattet also keine Ahnung, dass Ihr auf einem Raumschiff gewesen seid? «

Ras Tschubai N'golo schüttelte den Kopf: »Nein, Birgit'frau. Es gab ja keine Fenster und auch keine Bildschirme, wie diese da.« Er zeigte nach vorn. »Aber manchmal hat es etwas geschaukelt und einige glaubten, wie wären auf einem Schiff. In irgendeinem Hafen. Aber dass wir auf einem *Raumschiff* waren ...? Nein!«

»Und wieso bist *Du* hier?« fragte Birgit Leclerc.

»Ein paar junge Krieger unseres Stammes hatten sich für diese Competition of the Mountain-Sache in Teneriffa beworben und wir hatten uns vorsorglich auch angemeldet, um sie zu beschützen. Und natürlich auch, um zu gewinnen. Nachdem wir die

Schwarzaugen in dem Helikopter besiegt hatten, sind wir mit 12 Mann nach Kairo geflogen. Von dort ging der Flieger nach Teneriffa. Aber wieso bist Du hier, Zauber´frau?«

»Das ist eine lange Geschichte. Ich erzähl sie Dir auf dem Rückflug zur Erde.«

»Rückflug? Erde? Wo sind wir denn?«

Birgit tippte auf die Bildschirmsteuerung und lächelte. Das Bild wechselte.

»Das ist der Olympus Mons, der höchste Berg im ganzen Sonnensystem. Er liegt auf dem Mars ...«

Ras Tschubai brauchte einen kurzen Moment, dann strahlte er: »Jetzt trage ich meine Vornamen endlich zu Recht; Ras Tschubai, der berühmte, dunkelhäutige Raumfahrer.«

- - Ping - -

Eine Bildfunkverbindung baute sich auf. Holger Brand erschien auf dem Kommunikationsmonitor in der SOLANA: »Hallo Birgit, hallo Alexander. Wir haben alles mitverfolgt. Tolle Rettungsaktion von Euch! Mein Glückwunsch! Aber jetzt sollten wir reden. Ich schlage eine Bildfunkkonferenz für 9:00 Uhr vor. Passt das?«

»Geht klar«, kam es von der TRAVEN und auch Birgit bestätigte den Termin.

17.12.2018, 9:00 Uhr. Zentrale der SOLANA.

Birgit Leclerc hatte es sich in ihrem Kommandosessel gemütlich gemacht und schaute auf den großen Schirm vor ihrem Platz. Dort hatte sich das Bild geteilt. Holger Brand und Horatius Conrad von Battenberg nahmen den linken Teil des Bildes ein, Alexander lächelte vom rechten Teil.

»Wie ist die Situation bei Euch an Bord?« begann Holger Brand.

»Die Kinder sind versorgt und schlafen jetzt, aber beide Schiffe sind voll bis obenhin«, antwortete Birgit. »Die Vorräte der SOLANA und der TRAVEN reichen wohl für den Rückflug, aber ich mache mit etwas Sorgen wegen der langen Zeit. Außerdem sind die Jugendlichen ja so was von neugierig. Was sollen wir denen denn erzählen ...«

»Und *wir* fragen uns hier auf dem Wächterschiff, wie wir die Kinder auf die Erde zurück bringen, ohne dass es jedem auffällt? Eure Schiffe können ja nicht so einfach irgendwo landen. Die Rolle der Wächter muss weiterhin geheim bleiben.«

»Aber jetzt wo die Kharonen weg sind ...«, sagte Alexander, doch Horatius Conrad von Battenberg unterbrach ihn: »Die Menschheit ist noch lange nicht bereit, von der Existenz anderer Völker in der Galaxis zu erfahren, glaub mir. Der Wächterorden wird seine Rolle als Beschützer der Menschheit weiterspielen. Insgeheim und „Hinter dem Licht“.

»Aber wenn die geflüchteten Sagittarius-Kharonen irgendwann wieder kommen«, warf Birgit ein, doch der alte Wächter widersprach: »Das werden sie nicht! Die Sagittarier und die anderen Kharonen nutzen die gleiche Flucht-Technik für ihre Raumschiffe. Und weil kein Schiff der Sagittarier in der Nähe war, hat sich der Fluchttransporter automatisch mit dem Raumkrümmungsgenerator unseres Wächterschiffs verbunden. Die Sagittarius-Kharonen tauchten im Wächterschiff auf, aber wir waren vorbereitet. Die Flüchtenden wurden von bewaffneten Robotern empfangen und gemäß Artikel 24a des Ehrenkodex sofort weitergeschickt.«

»Und das heißt?« fragte Alexander.

»Artikel 24a des Ehrenkodex regelt die Vorgehensweise bei schweren Verstößen gegen die Unabhängigkeit und Freiheit beschützter Völker; in diesem Fall gegen die Bewohner der Erde. Die Sagittarier wurden daher direkt zum Gerichts- und Gefängnisplaneten abgestrahlt; zusammen mit meinem ausführlichen Bericht.«

»Der Techniker war aber ein Guter; er hat uns geholfen«, warf Birgit ein.

»Das wissen wir. Der Techniker war ja auch kein *Eherner Engel*, sondern ein „normaler“ Kharone. Er ist vor Jahren angeheuert worden. Jetzt ist er hier bei uns auf dem Wächterschiff und lernt die Regeln und den Kodex des Wächterordens auswendig. Möglicherweise bekommt Ihr bald einen neuen Kollegen.«

»Ich hätte da auch jemanden für den Job als Kollege. Ras Tschubai N'golo«, sagte Birgit Leclerc zu Holger Brand. Der alte Kriminalbeamte lächelte: »Bring den mal mit auf das Wächterschiff. Ich schau mir den an und mach mir ein Bild. Schließlich war ich ein Leben lang damit beschäftigt, gute und böse Menschen auseinander zu halten.«

»Dann wären da noch die alten Männer; die sieben deutschen Soldaten«, sagte Alexander von Löwenburg, »was machen wir mit denen?«

»Wir haben die Namen durch unsere Bionik abgleichen lassen«, meldete sich Horatius Conrad von Battenberg. »Es gibt keine Erkenntnisse über Kriegsverbrechen, die diese Leute im 2. Weltkrieg begangen haben und was die Zeit als Söldner für die Sagittarier angeht ...; darüber wissen wir hier nichts. Lassen wir sie doch den Rest ihrer Tage an einem warmen Ort auf der Erde verbringen. In einem der Häuser des Ordens. Das Haus auf Teneriffa eignet sich doch sehr gut als Seniorenresidenz.«

»Bleibt also nur noch das Problem mit den Kindern«, sagte Alexander. Der Kriminalist nickte: »Bringt sie erstmal zu uns auf das Wächterschiff und erzählt denen irgendeine Geschichte. Meinetwegen, dass sie in einem großen U-Boot unterwegs sind, das erst in einigen Wochen auftauchen kann, oder so etwas. Vom Wächterschiff aus werden wir sie dann mit Hilfe unserer Raumkrümmungsgeneratoren auf die Erde zurück schicken. Vielleicht an die Küste Marokkos, in der Nähe des Absturzortes ihrer Flugzeuge. Wir lassen sie in dem Glauben, von einem U-Boot dort abgesetzt worden zu sein, geben ihnen Wasser, Nahrung und Zelte und sorgen dafür, dass sie schnellstens gefunden werden.«

»Gute Idee«, antwortete Alexander und gab seiner Bionik und der Bionik von Birgits Schiff einen Wink: »Setzt die Segel und schippert mit Höchstgeschwindigkeit Richtung Wächterschiff.«

Wir haben kein Segel, Kommandant. Und mit Höchstgeschwindigkeit? Ist das Dein Ernst? Ich wähle dann doch lieber die Geschwindigkeit des Hinflugs.

Und mir hast Du im Übrigen gar nichts zu befehlen! meldete sich die Bionik der SOLANA, aber weil ich ja so nett bin und meine Birgit so gern in Deiner Nähe ist ...

»Danke«, knurrte Alexander.

*

2. Januar 2019, irgendwo im Weltall:

Alexander von Löwenburg hatte sich heute Abend erneut mit den alten deutschen Soldaten verabredet. Er hatte in den letzten Tagen oft mit ihnen unterhalten und ihren Geschichten zugehört, die im zweiten Weltkrieg gespielt hatten oder in den langen Jahren ihrer Zeit als Kriegssöldner für die Sagittarius-Kharonen.

Er betrat den Raum; begrüßte alle und sagte: »Morgen früh werden wir an das Wächterschiff andocken. Unser Plan sieht vor, dass Sie als Erste zur Erde transportiert werden. Wie Sie wissen, stellen wir Ihnen das Haus des Ordens in Adeje auf Teneriffa zur Verfügung. Kommandantin Leclerc und ich haben dort zuletzt gewohnt; der Kühlschrank dürfte noch einige trinkbare Sachen enthalten. Ab Übermorgen kommen zwei Krankenschwestern, die Sie betreuen werden. Außerdem kommt alle zwei Tage eine Reinigungskraft. Auf der Bank hat der Orden für Sie ein kleines Konto eingerichtet, auf das Sie Zugriff haben. Neue Papiere erhalten Sie morgen früh auf dem Wächterschiff. Noch Fragen?«

Die alten Männer, jeder über 100 Jahre alt, sahen einander schweigend an; Heinrich von Grommes sagte schließlich: »Keine Fragen mehr, Herr Graf. Wir danken Ihnen und Ihren Kameraden für Ihre Hilfe und die Großzügigkeit - nach den kalten Monaten in Russland und all den Jahren im Weltraum tut ein wenig Wärme unseren alten Knochen bestimmt gut. Und wir werden uns auch an das Schweigegebot halten. Von uns wird Niemand etwas über den Wächterorden oder die Welt außerhalb des Sonnensystems erfahren. Da haben Sie unser Ehrenwort!«

»Ich danke Ihnen«, antwortete Alexander und begann sich mit Handschlag von den sieben Soldaten zu verabschieden. Zuletzt drückte er dem Oberleutnant Heinrich von Grommes die Hand. Dieser lächelte: »Sie sehen Ihrem Großvater sehr ähnlich, Graf von Löwenburg.«

»Woher ...«, fragte Alexander überrascht.

»Wir waren 1942 ein paar Tage in Ostpreußen stationiert, Graf. Auf dem Gut Ihrer Großeltern. Und Ihr Vater war damals auch da. Ein lieber Junge. Hat uns heimlich Wurst vorbei gebracht.«

*

»Ein paar der Jungen haben Euch die Geschichte mit den U-Booten nicht abgekauft«, sagte Holger Brand zu Alexander, während die beiden Raumkrümmungsgeneratoren des Wächterschiffs anliefen und mit jedem Schub 12 schlafende Jugendliche zur Erde transportiert wurden.

»Ich weiß«, antwortete Alexander. »Sie haben sich auch geweigert, das leichte Schlafmittel zu nehmen, das ihnen die Strapazen des Transports erspart. Sie wollen unbedingt durch den Weltraum nach Hause.«

»Woher wussten sie vom Weltraum?«

»Birgit hatte ihren Schützling N'golo mit in die Zentrale der SOLANA genommen, um das Ende des Transportschiffs mit an zu sehen. Fünf Jugendliche sind denen heimlich gefolgt ...«

»...und haben einen Blick auf den Weltraum erhaschen können«, konstatierte Holger Brand. »Und seitdem sind sie ganz wild darauf ...«

»So ist es«, nickte Alexander.

»Wir können es nicht riskieren, die Erde mit den Raumkreuzern anzufliiegen. Der Start letztens war schon riskant, aber einen Anflug aus dem Raum? Das bekommen die Radarstation da unter mit. Die horchen Tag und Nacht in den Raum hinaus und verfolgen die Kometen und Asteroiden.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Frenal Quork, der ehemalige Techniker des kharonischen Transporters, der gerade einen seiner Inspektionsgänge durch die Weiten des Wächterschiffs hinter sich gebracht hatte und zu den Anderen in die Zentrale zurückgekehrt war.

Holger, Alexander, Birgit und der alte Wächter sahen den Ingenieur fragend an.

»Ihr habe doch die alten Kampfplattformen an Bord genommen. Mit denen kann man auch wunderschöne Ausflüge machen; die haben sechs Sitzplätze im hinteren Bereich.«

»Kannst Du so eine Plattform fliegen?«

»Ich hab die Dinger oft genug reparieren müssen und anschließend immer einen Probeflug gemacht. Für Planetenlandungen sind sie weniger gut geeignet, aber dank ihrer Glassit-Kanzel bieten sie fast einen phantastischen Rundumblick ...«

»Eine Landung muss auch nicht sein«, unterbrach ihn Alexander. »Ich werde den Jungen ein Angebot machen, das sie nicht ablehnen können und ihnen das Versprechen abnehmen, Niemandem von ihrem Ausflug zu erzählen. Und wenn sie es doch tun, wird ihnen sowieso keiner glauben.«

Und so kam es, dass fünf Jugendliche vor ihrer freiwilligen Rückkehr zur Erde noch einen langen und phantastischen Ausflug machten, der sie fast bis zur Mondoberfläche hinunter führte, von wo sie einen tollen Ausblick auf die Erde hatten ...

Epilog

6. Januar 2019. Nachmittags:

Als das Flugzeug auf dem Flughafen von Washington landete, war das Heer der Wartenden auf mehrere tausend Menschen angewachsen. Auch der Präsident der Vereinigten Staaten war zugegen, wurde aber wenig beachtet und hielt sich deswegen im Hintergrund - was Herrn Trump sichtlich nicht gefiel.

Die geretteten Jugendlichen verließen das Flugzeug und fielen ihren Eltern in die Arme. Tränen flossen und überall spielten sich herzerreißende Szenen ab. Auch am Rand des Flugfelds, wo Robby Langfort seinen Eltern in die Arme fiel. Sie drückten und herzten ihren Jungen bis der fast keine Luft mehr bekommt.

Robert „Robby“ Langfort machte sich frei und sah seinem Vater, dem ehemaligen Raumfahrer Josh Langfort, in die Augen: »Ich war auch im Weltraum, Vater. Im echten großen weiten Weltraum und habe die Erde auch von oben gesehen. Und den Mond. Wenn ich erwachsen bin, werde ich Raumfahrer, wie Du.«

»Na klar«, antwortete sein Vater und streichelte seinem Sohn über den Kopf: *Vermutlich haben die Ärzte den stark traumatisierten Kindern irgendetwas Halluzinierendes gegeben, damit sie die Ereignisse besser verkraften.*

Dass das nicht so war, wusste nur der Mann, der neben dem Piloten in der Cockpittür des Airbus stand. Die US-Amerikanischen Medien identifizierten ihn später zwar als den deutschen Grafen Alexander von Löwenburg, aber man wusste nur sehr wenig über diesen Mann.

Das sollte auch so bleiben, fand Alex.

- Ende -